# M. G. Saphir's Schriften.

---

**Volks-Ausgabe**

in 26 Bänden.

# M. G. Saphir's Schriften.

## Volks-Ausgabe.

Fünfter Band.

Brünn, Wien und Leipzig.
Druck und Verlag von Fr. Karafiat.

# Humoristische Vorlesungen.

## Luft, Feuer, Wasser, Erde, oder: Die vier Erden-Elemente und noch ein Himmelstausend-Element.

Ein Capriccio.

Die allgemeine Klage, daß es keinen einfachen Menschen auf der Welt gibt, ist sehr ungerecht; wie soll der Mensch einfach sein, wenn er aus vier Elementen zusammengesetzt ist? Jeder Mensch, als Mensch, ist also ein vierfacher Mensch, blos als Unmensch kann er ein einfacher Unmensch sein.

Luft, Feuer, Wasser, Erde! Wie verkehrt geht der Mensch mit seinen Elementen um! Nur das, was er aus der Luft greift, betreibt er mit Feuer, was aber das Glück der Erde betrifft, das läßt er zu Wasser werden!

Die Erde ist aus dem Wasser entstanden, sie ist beim Wasser groß geworden, sie ist ein Wasserkind; ist's also ein Wunder, daß sie so gebrechlich, so hinfällig, so albern ist?

Die Erde ist eine Tochter des Wassers, der Mensch ist ein Sohn der Erde, der Mensch ist also ein Enkel des Wassers. Wie undankbar aber geht der Mensch mit seinem

Großvater um, er stürzt sich nur dann in seine Arme, wenn er vom Leben keine Freude mehr hat! Nur die Schriftsteller und die Weinwirthe sind dankbare Enkel, die Schriftsteller schreiben keine Zeile ohne ihren Großvater, und die Weinwirthe gießen zu jeder Halbe Wein einen halben Großvater! Wie vielerlei Rollen spielt das Wasser bei den Menschen! Welch ein Unterschied zwischen einem Menschen, dem das Wasser in den Schuh läuft, und einem Menschen, dem das Wasser in den Mund läuft; zwischen einem Menschen, der Wasser in den Augen hat, und einem Menschen, der Wasser im Kopfe hat!

Als das Trock'ne sich aus dem Wasser losrang, heißt es in der Schöpfungs-Geschichte, so nannte der Himmel das Trock'ne: „Erde"!

Es heißt ferner in der Schöpfungs-Geschichte: „Es versammeln sich die Wasser an einem Orte, damit das Trock'ne sichtbar werde." Wie ist es möglich, daß aus einer Versammlung von Wassern das Trock'ne sichtbar werde? Es müßte denn sein, man legt sich eine große Bibliothek an, wo durch eine Versammlung von Wassern das Trock'ne erst recht sichtbar wird!

Wie manchem Menschen macht der Himmel alles auf Erden so zu Wasser, daß er in's Wasser springen muß, um aufs Trock'ne zu kommen? Und würde nicht gerade jenem Menschen, der stets mit der trock'nen Wahrheit umginge, das Wasser bis an den Hals gehen?

Wasser im Kopfe zu haben, ist gar nicht so übel; wer Wasser im Kopfe hat, braucht keine Theaterstücke aus dem

Französischen zu übersetzen, denn Wasser ist ein Urstoff, und wer selbst einen Stoff im Kopfe hat, warum wird der übersetzen?

Jeder Mensch besteht aus vier Elementen, die Uebersetzer allein haben fünf Elemente: Feuer, Wasser, Luft, Erde und den Dictionär, der ist ihr Element!

Es geht mit den Elementen wie mit dem Schicksal; vor Zeiten hatten Alle ein Schicksal, jetzt hat jede Köchin ihr eigenes Privat-Schicksal; früher hatten alle Menschen dieselben Elemente, jetzt hat jeder Mensch sein besonderes Privat-Element. Jeder sagt, das ist mein Element, Jeder erfindet ein neues Element und nimmt gar ein Patent darauf, und es gibt nur ein Element, welches Gemeingut ist: das Dreischockschwerenoth-Element!

Der Eine sagt: „Das Geld, das ist mein Element!" Auch kein übles Element! Das Geld ist eine Wissenschaft, bei der es sich hauptsächlich darum handelt, daß man nur die ersten Elemente recht inne hat und festhält!

Bei dieser Wissenschaft handelt es sich um die ersten Anfangs-Gründe, um die Leseregeln; wer die einzelnen Kreuzer nicht recht zusammenbuchstabirt, wird nie ein großer Geld-Gelehrter werden.

Es gibt eine einzige Weltsprache: das Geld! eine unaussprechlich schöne Sprache! — Die Sprache im Allgemeinen ist eine Eigenschaft des Menschen, wodurch er seinen Geist mittheilt, das Geld aber ist der Geist des Menschen, von dessen Eigenschaft er gar nichts mittheilt.

Das Wort „Sack“ ist fast in allen Sprachen gleichlautend, und das, weil man das Geld im Sacke hat und Geld in allen Sprachen denselben Klang hat.

Die Sprache hat einen großen, schönen Reim gemacht: Welt — Geld, die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist ein alter Natur-Reim der menschlichen Natur.

Es gibt aber eine große Welt, eine kleine Welt, es gibt großes Geld und kleines Geld, die große Welt reimt sich nur auf großes Geld, die kleine Welt reimt sich auch auf kleines Geld.

Warum geschieht so wenig Wohlthätiges in der Welt? Weil die große Welt nie kleines Geld, und die kleine Welt nie großes Geld hat.

Geld und Welt! Wie verschieden und wie gleichlautend wieder. Wer viel Welt gesehen, von dem sagt man, er besitzt viel Welt, er ist ein Weltmann; wer viel Geld gesehen hat, ist aber deshalb noch kein Geldmann!

Beim großen Geld gibt man baare Münze für den Schein, bei der großen Welt gibt man Schein für baare Münze. Das kleine Geld coursirt, und das große Geld ist im Kasten und in der Erde begraben; bei der Welt ist's leider verkehrt, die große Welt coursirt; die kleine Welt ist begraben.

Als das Papier-Geld entstand, entstand auch sogleich die Papier-Welt.

Es gibt eine große Papier-Welt, eine Median-Papier-Welt, eine ordinäre Papier-Welt, eine Lösch-Papier-Welt und eine Maculatur-Papier-Welt; am verbreitetsten aber ist

die Papp- und geleimte Papier-Welt, das ist jene Papier-Welt, die sich nur dadurch hält, daß sie da leimt, dort leimt, hier aufpappt und dort zupappt. Das Schlimmste ist bei dieser Papier-Welt nicht das, daß sie fließt, sondern daß sie durchschlägt; leider ist bei bloßem Papier, welches durchschlägt, auf der andern Seite etwas zu sehen, was aber die Papier-Welt durchschlägt, davon ist auf gar keiner Seite mehr was zu sehen!

Man sieht also, daß Geld ein Element ist, welches die andern vier Elemente in sich vereint. Denn die Elemente sind blos die Form, unter welcher die Materie erscheint; da aber Geld jetzt die einzige Form ist, in welcher man als Materie erscheinen kann, so hat der, welcher sagt: „Geld, das ist mein Element!" die Materie förmlich erschöpft!

Der Andere sagt: „Die Liebe, die Frauen sind mein Element!" Ein angenehmes, aber ein gefährliches Element!

Zum Verlauf einer regelmäßigen Liebe braucht man alle vier Elemente: Luft, Feuer, Wasser und Erde. —

Bevor sie uns erhört, möchten wir in die Luft fahren, wenn sie uns erhört hat, möchten wir durch Feuer und Wasser für sie gehen, und wenn sie uns geheirathet hat, möchten wir uns in die Erde legen.

Wir haben Liebhaber aus drei Elementen: wir haben feurige Liebhaber, luftige Liebhaber, wässerige Liebhaber, aber wir haben keine erdigen Liebhaber, weil es auf Erden gar keinen wahren Liebhaber gibt. Blos auf der Börse gibt es noch Liebhaber; man kann deshalb als eine

große Wahrheit annehmen, alle unsere Liebhaber spekuliren entweder auf der Börse oder auf die Börse. Die Börseliebhaber und die Mädchenliebhaber unterscheiden sich in manchen Dingen. Die Börseliebhaber lassen erst zurückgehen und bleiben dann aus, die Mädchenliebhaber bleiben erst aus und lassen dann zurückgehen.

Ein Mädchenliebhaber ist wie ein kurzer Athem, wenn er einmal ausgeblieben ist, so kommt er nicht wieder; ein Börseliebhaber ist wie das viertägige Fieber, wenn man auch glaubt, er ist ausgeblieben, am dritten Tage kommt er wieder, es beutelt ihn ein Bischen, damit ist's aus.

Man sagt: die Liebe ist eine Himmelsleiter; es ist möglich, aber dann ist die Ehe auch eine Himmelsleiter; auf der einen Leiter steigt man zum Himmel hinauf, auf der andern steigt man vom Himmel herunter.

Die Liebe ist eine Himmelsblume; ja wohl, darum ist sie eine fremde, eine exotische Blume und wird auf Erden nur durch künstliche Wärme getrieben.

Die erste Liebe ist der einzige Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber es gibt viele Nachschlüssel und falsche Schlüssel dazu. Die Frauenzimmer wissen gar nicht, welche große Unvorsichtigkeit sie begehen, wenn sie sagen: das ist meine erste Liebe! In der Schöpfungs-Geschichte heißt es: „Und es ward Abend und es ward Morgen, ein Tag!" und nicht „der erste Tag", denn wo noch kein Zweites ist, kann kein Erstes sein. Wenn also ein Mädchen sagt: das ist meine erste Liebe, so muß schon im Geiste eine zweite daneben laufen. Die erste Liebe ist wie der erste Schnee, er

bleibt gewöhnlich nicht lange liegen; wenn er auch nicht weggeschaufelt wird, so geht er von selbst weg. Ueberhaupt trägt die erste Liebe im weiblichen Herzen entweder Tanzschuh oder Schlittschuh, das heißt, sie folgt gewöhnlich denen, die sie zum Tanze oder auf's Eis führen, und nie denen, die sie nach Haus führen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber der Geliebte vergißt oft, das Herz hinter sich zuzuschließen, und so bleibt es dann für Jedermann offen.

Die Liebe ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen, aber ein Schlüssel paßt eben nur zu der oder jener Thür; die Eitelkeit ist der Dietrich zum weiblichen Herzen, sie schließt alle Herzen auf.

Ein weibliches Herz ist darum leicht zu erschließen, weil es blos von der Convenienz, von außen verschlossen ist. Die Männerherzen aber werden vom Egoismus verschlossen. Der Egoismus aber wohnt inwendig, und schiebt von innen große eiserne Riegel vor, und kein Schlüssel erschließt das egoistische Herz der Männer. Die Männer schließen ihr Herz nur darum so sorgfältig zu, damit Niemand sehe, daß nichts darinnen ist.

Das Herz der Männer ist wie ein guter Keller, in ihrem Frühling und in ihrem Sommer ist es kalt darin, und in ihrem Herbst ist es lau. In einem weiblichen Herzen steht in der Mitte ein kleiner Toilettetisch mit Spiegel, und davor sitzt zuerst die Selbstliebe und sieht sich wohlgefällig an. An der Wand stehen einige gepolsterte Sessel, da klopft es an, und hereintreten verschiedene Herzensfreundinnen, die

Gefallsucht, die Eitelkeit, die Koketterie, die Flatterhaftigkeit u. s. w., und nehmen alle Plätze ein; endlich kommt die Liebe mit zagendem Schritt, mit gesenktem Auge, mit lieblichem Antlitz, mit klopfendem Herzen, um den Mund ein Lächeln der Wehmuth, in den Augen eine Thräne der Sehnsucht, auf der Stirne den Ernst der Ewigkeit, und auf den Wangen die Visitkarte der süßesten Empfindung, das Erröthen, und die geschämige Liebe bleibt schüchtern an der Thür stehen, und Gefallsucht und Koketterie, und Eitelkeit und Flatterhaftigkeit springen von ihren Sesseln auf und wollen sie umarmen, und die rosigen Lippen ihr küssen, allein die Liebe lispelt: „Ich will allein mit dir sein!“ Da entfliehen Gefallsucht, Koketterie, Eitelkeit und Flatterhaftigkeit vor der Gegenwart der rosigen Liebe, und die Liebe spricht zur Selbstliebe: „Du bist die Selbstliebe, ich bin die Liebe selbst. Ziehst du dein Selbst der Liebe vor, dann kann Liebe nicht bei dir verweilen!“ Da verläßt die Selbstsucht im weiblichen Herzen ihr Selbst, umfaßt die Liebe, und wird mit ihr eins, und füllt ihr ganzes Herz aus!

Im männlichen Herzen hingegen steht vor Allem ein großer breiter Divan, und darauf wälzt sich bequem der Egoismus herum, auf den plumpen Lehnstühlen rings herum liegen mehr, als sitzen: die rohe Begier, der entartete Unglaube an alle weibliche Tugend u. s. w., da kommt die Liebe herein, Niemand steht von seinem Platze auf, um ihn der Liebe anzubieten. Die rohe Begier will sie täppisch anfassen, die Trunksucht will sie berauschen, die Reitsucht will sie wie ein Pferd dressiren u. s. w., da schaudert die Liebe

zusammen, ihr Wesen empört sich, sie entflieht auf ewig und bringt ihren Schwestern: Scham, Tugend, Sitte und Grazie die Nachricht, daß in dem Herzen, wo für Liebe nicht Platz ist, auch für sie schwerlich sich ein Plätzchen finden lasse.

Darum ist die Liebe weiblichen Geschlechts und das eigentliche Element der Frauen.

Es gibt andere Leute, welche sagen: „Der Witz ist mein Element!" Auch kein übles Element! Das Element Witz hat großes Elementarunglück angerichtet. Mit dem Element Witz ist's wie mit dem Element Wasser. Wassernoth ist so gut zu viel Wasser, als zu wenig Wasser, und Witznoth ist ein Unglück sowohl durch zu viel Witz, als durch zu wenig Witz. — Es gibt so viele Gattungen Witze als Wasser: Brunnen-Witze, süße Witze, Fluß-Witze und Mineral-Witze. Es gibt Leute, welche die Witz-Cur machen wie man Wasser-Curen macht; sie nehmen zum Beispiel einen lahmen Gichtkranken und gießen ihm so viel und so lange ihre Witze ein, bis er frisch und rasch aufspringt und davonläuft!

Der menschliche Geist hat viele Werkzeuge in seiner Werkstatt. Der Verstand ist der Bohrer, der bohrt seinen Gegenstand an; die Klugheit ist der Hammer, der trifft den Nagel auf den Kopf; der Scharfsinn ist der Pfropfenzieher, er bringt Alles auf gewundenem Wege heraus; die praktische Vernunft ist das Stemmeisen, wenn sie sich anstemmt, bringt sie Alles zuwege; der Witz ist die Zunge, der seinen Gegenstand von verschiedenen Seiten so lange beim Schopf faßt, bis er selbst beim Schopf genommen wird.

Der Witz läßt nichts gelten, er fragt den Geist und das Herz: was ist Dein? und entreißt es ihnen! Auch darin gleicht das Witz-Element den andern vier Elementen, denn alle vier Elemente fragen mit Hohn und Spott den Menschen:

„Was ist Dein?“

Dieser Jahrhunderte alte Thurm? Ich Erde schüttle mich, und er ist hin! Was ist Dein? Dieser große Palast? Ich Feuer umarme ihn, und er ist dahin! Was ist Dein? Dieser Damm? diese kühn gewölbte Brücke? Ich Wasser küsse sie, und sie sind dahin! Was ist Dein? Diese Schiffe, diese Boote, diese Flotten? Ich Luft verschnaube mich, und sie sind dahin!

Das ist die große Elementar-Schule des Lebens, das ist der große Elementar-Unterricht des Schicksals! Nur aus der Elementar-Schule des Unglücks geht der Mensch über in die hohe Schule der Weisheit! Und nur in diesen Elementar-Schulen wird der Mensch weich gehämmert zur Dehnbarkeit für die lange Schulbank des Daseins.

Ja, nur unter den Hammerstreichen des schweren Schicksals erkennt man den Menschen, ob sein Wesen aus edlem oder gemeinem Metalle ist. Je gemeiner dieses Metall, desto lauter ächzt er unter diesen Hammerschlägen; je edler, je goldhaltiger sein Wesen, desto leiser und sanfter sind seine kaum hörbaren Seufzer unter den Hammerschlägen!

---

# Konditorei des Jokus.

## Die Organe des Vieh-Gehirnes.

Eine Carnevalsschwank-Vorlesung über die Schädellehre der Schafe und Ochsen.

(Zu diesem Faschingsspaß hatte der Verfasser in einer Abendunterhaltung bei sich einen Ochsen- und einen Schafskopf ganz nach Gall's Schädellehre eingetheilt und zu beiden Seiten während seiner Vorlesung um sich stehen.)

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte!“

Bevor Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, über uns drei Köpfe den Kopf schütteln, erlauben Sie mir die ganze Sache überhaupt beim Kopf anzufangen. Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sagt man „überhaupt“ und nicht „überkopf“? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „Ich muß das behaupten.“ und nicht: „Ich muß das beköpfen?“ Warum sagt man „köpfen“ und „enthaupten“, und nicht auch: „Der ist gehäuptet worden oder entköpft?“ Warum forscht man bei allen Dingen nach der Haupt-Ursache und nie nach der Kopf-Ursache? Warum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ging ohne Haupt Rom und Sparta zu Grunde, und warum geht ohne Kopf Eipeldau nicht zu Grunde? Warum hat das kleinste Land seine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum bekommt in der Ehe blos die Frau

den Kopfschmuck, der Mann aber einen Hauptschmuck? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, so wird er aufs Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage; begehrt man von irgend einer Anstalt ein „Hauptstück", so bekommt man ein „Kopfstück". Beinahe jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen?

Jedoch ich fürchte, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß Sie von dieser Sprach-Hauptjagd bald Kopfweh bekommen könnten, und stürze mich nun über Hals und Kopf in mein Hauptthema über die Kopfvariationen zurück.

Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Vieh-Schädel-Lehre in „zwei Haupt-Abschnitten" vorzuführen. Eins, zwei, ich zähl' die Häupter meiner Lieben, und sieh', mir fehlt kein theures Haupt!

Hier habe ich die Ehre, Ihnen die Büste eines Ochsen vorzustellen, der in seinem Leben viel in dem Acker des Herrn gearbeitet hat, ein Mann, ein Ochs will ich sagen, der in dem Felde, das ihm angewiesen war, das Gras wachsen hörte, ein Ochs, der sein Joch ertrug, wie nur irgend ein ehrlicher Mensch, ein Ochs, der nie mit einem fremden Kalbe pflügte, ein Ochs von Gewicht; allein erst nach seinem

Tode wußte man ihn ganz zu schätzen, es war ein Gentleman von siebenhundert Pfund Leibrenten!

Woran dieser Ochs gestorben ist? An einer Gemüthskrankheit, denn er starb an den Folgen gänzlicher Niedergeschlagenheit! Und wollt Ihr wissen, für wen er gestorben ist? Für mich ist er gestorben! Er starb unter meiner Hand, als ich eben nach Gall's Anweisung sein kleines Gehirn und die Breite seines Nackens untersuchte, allwo nach Gall „die Gesellschaftsliebe" liegt, welches ich auch bestätigt fand, denn er war Gründer einer Gesellschaft unter dem Titel:

Die Theater-Recensenten, oder die gehörnten Brüder in der Kunst, auf Gemeinplätzen zu weiden und immer dasselbe wiederzukäuen.

Als er starb, sagte er mir: „Fahre in deinen Untersuchungen fort, du mußt auf ochsige Entdeckungen stoßen, ich gebe dir meinen Kopf zum Pfand!" Damit gab er seinen Geist auf und ging den Weg alles Fleisches durch die Bank —!

Dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist nun des Theuren zurückgebliebenes Pfand.

Gestehen Sie mir, es ist ein rührendes tête-à-tête!

Und hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, dieser sinnige Schafskopf! Nicht so groß wie jener, aber doch ausgezeichnet in seinem Fache.

Die Schafe, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind eben so vielen Fatalitäten und Krankheiten ausgesetzt, als die Schriftsteller: Salzmangel, Wollmangel

Schwindel, Durchfall, Drehkrankheit, Leserdürre und trockener Schwind! Die Schafe sind eben so zu benützen, wie die Schriftsteller, man kann sie scheren, man kann sie melken, und aus ihren Gedärmen und Eingeweiden werden die Saiten gemacht, welche mit ihrem Ton die Welt entzücken, aber dann müssen Schafe und Schriftsteller die Brust erst zerschlitzt haben!

Die Schafzucht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, kommt gleich vor der Menschenzucht, darum haben wir so viele Anstalten zur Veredlung der Schafe, und so wenig Anstalten zur Veredlung der Menschen. Die Schafe werden veredelt, damit kein Mangel an feinem Tuche sei, die Menschen werden nicht veredelt, damit kein Mangel an grobem Tuche sei.

Die Engländer erziehen ihre Schafe und ihre Menschen blos für die Kammwollfabriken. Schaf und Mensch gilt bei ihnen nur das, was sein Wollprodukt ist. England zieht vierzig Millionen Schafe, und von ihren Schafsköpfen siedeln sich die nur auf dem Festlande an, die nicht recht in der Wolle sitzen!

Die deutschen Schafe und die deutschen Menschen werden auch erzogen, aber blos zum Krempeln. Es ist sonderbar, in Deutschland steht die Schafzucht mit der Sprache in genauer Wechselbeziehung, wo das reinste Deutsch gesprochen wird, sind die besten Schafe.

Was die Menschen vor den Schafen voraus haben, ist die Schur. Die Schafe sind entweder einschurig oder zweischurig, je nachdem sie einmal oder zweimal im

Jahre geschoren werden; der Mensch allein hat deshalb Vernunft und Sprache vom lieben Gott bekommen, damit er alle Tage geschoren werden kann, der Mensch allein ist ein stetsschuriges Schaf.

Die Liebe, die Sanftmuth, die Geduld, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sind lauter Schafstugenden! Haben Sie schon ein rachsüchtiges Schaf, einen witzigen Schöps, ein satyrisches Lamm, einen humoristischen Hammel gesehen? Warum heißt man die glücklich Liebenden: Schäfer? Weil, wer glücklich lieben will, sein Schaf immer hüten muß. Die eigentlichen Schäferstunden sind jetzt auf jene Stunden reducirt, in welchen man sein Schäfchen ins Trockene bringt.

Die Menschen können reden, die Schafe blöken, und das ist's, was die Schafe voraus haben, denn der Mensch kann sich um den Kopf reden, aber kein Schaf kann sich um den Kopf blöken!

Sprache und Vernunft, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, mit diesen beiden Himmelsgaben ist es sonderbar bestellt. Im Sprechen spricht die Vernunft nicht an, und für die Vernunft ist nur das Schweigen ein sprechender Beweis.

Um aber wieder auf meinen Kopf zurückzukommen, ich meine auf diesen Schafskopf, so muß ich durchaus auf meinem Kopfe bestehen, um die Gall'sche Schädellehre in kurzen Sätzen auf diese meine beiden Köpfe anzuwenden, denn: „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für mein Jahrhundert!“

Die Schädellehre beruht auf leeren Schädeln, und darf sich deshalb einer großen Verbreitung erfreuen. Die Schädellehre beruht auf den Organen des Gehirns, das Gehirn ist aber bei dem Menschen jetzt kein Organ mehr, sondern man genießt es nur von Thieren, ein Ochsenhirn, ein Schafhirn u. s. w. Folglich ist die Lehre von den Gehirnorganen nur noch bei diesen Wesen zu finden.

Es gibt eine kleine Welt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, und es gibt eine große Welt; es gibt ein kleines Gehirn und es gibt ein großes Gehirn. Es wäre also interessant, zu untersuchen, ob die große Welt das große Gehirn, und die kleine Welt das kleine Gehirn hat, oder umgekehrt.

Im kleinen Gehirn liegt nach Gall das Genie, im kleinen Gehirn, ist der Sitz der Seele! Die Seele ist unsterblich, und das ist ein Glück, sonst müßte das kleine Gehirn mit dem großen Genie Hungers sterben!

Die kleinen und großen Erhabenheiten an den äußern Schädelmassen bilden die verschiedenen Sinne, als: Ortsinn, Zeitsinn, Geldsinn u. s. w.

Hier diesen Ochsenkopf habe ich ganz nach diesem Systeme eingetheilt.

Hier, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt die Kuhliebe, die Kälberliebe, die Mitochsenliebe, bei den Menschen Geschlechtsliebe, Kindesliebe, Nächstenliebe genannt. Warum die „Frauenliebe“ so ganz im Nacken liegt, mag daher kommen, weil es dabei gleich um den Kragen geht.

Die Liebe fängt da an, wo der Kopf aufhört; bei der Liebe hat der Kopf nichts mitzureden, sie ist wie eine gute Singlehrerin, sie kann die Kopfstimme nicht leiden. Die Liebe liegt, nach Gall, rückwärts vom Kopfe. Darum sagt man: Die Liebe verdreht Einem den Kopf, das heißt, der Kopf wird zurück auf die Liebe gedreht. Wenn man dann den Gegenstand seiner Liebe heirathet, so dreht diese den Kopf wieder zurück, und man sagt dann: Die Frau hat ihm den Kopf zurecht gesetzt.

Um die Augen herum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegen die meisten Organe; um die Augen ist der Sammelplatz der meisten sinnlichen Eindrücke; die Stirn ist der Sitz der Erhabenheit und des Heldenmuthes.

Der „Kunstsinn", meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, drückt sich hier durch eine eigene Erhöhung oder Gewölbe aus. Es geht bei vielen Menschen mit diesem Kunstsinn und seinem sogenannten Gewölbe wie mit den neuesten Modegewölben, in der Auslage ist Alles, im Gewölbe drinnen ist gar Nichts! Bei den Ochsen liegt der Kunstsinn gerade unter den Hörnern, denn die Ochsen haben nur für jene Kunst Sinn, von der man ihnen recht ins Horn stößt!

Der Sachsinn, der Ortsinn und der Erziehungssinn liegen an der Nasenwurzel.

Darum, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wenn Jemand seine Nase in Alles steckt, so ist das nichts als angewandter Sachsinn, und wer tausend

Sachen im Sinn hat, den muß man auf jede einzelne Sache mit der Nase stoßen.

Der Ortsinn liegt an der Nase, darum, wenn Einer ein Frauenzimmer bei der Nase herumführt, so ist das blos eine Probe ihres Ortsinnes, darum liegen Einem die Nasen sehr im Sinn, die man höhern Orts bekommt, und weil der Ortsinn an der Nase liegt, muß der, welcher von einem Ort durchgehen will, eine feine Nase haben.

Der Witz offenbart sich durch zwei sanfte Erhebungen über den Augen.

Es ist eine seltene Sache, daß sich der Witz durch Erhebung, und nun gar durch eine sanfte Erhebung, anzeigt. Ich glaube, der gute Gall hat blos die Stirn von witzigen Menschen untersucht, die sich die Stirn angestoßen haben, und er hat die unsanften Beulen für sanfte Erhebungen gehalten!

Vom Witz rechts liegt die „Gutmüthigkeit" und links der „Diebssinn", das ist eine gefährliche Nachbarschaft. Das zeigt an, daß das Publikum auch gestohlene Witze gutmüthig für originelle annimmt!

Der Witz, sagt Jean Paul, ist eine heilsame Lebensgabe der Natur, das heißt, wem die Natur diese Gabe gibt, der hat sein ganzes Leben daran zu heilen!

Können Sie sich denken, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß gerade über dem Witz das „Darstellungs-Vermögen" liegt? Das ist ein Trost für alle Darsteller, wenn sie witzige Kritiken lesen müssen, daß ihre Kunst höher liegt, als der Witz. Sie werden es also natürlich

finden, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß hier in diesem Kreis, wo Künstlerinnen von solchem Darstellungsvermögen sind, mein Witz ganz unterliegen muß!

Bei vielen Kritikern ist es mit dem Darstellungsvermögen sonderbar; sie kritisiren eine darstellende Person, man meint, sie zielen auf ihre Darstellung, sie zielen aber blos auf ihr Vermögen.

Der „Zahlensinn“, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt ganz im Augenwinkel, darum, wenn Einer bezahlen soll, sucht er einen Winkel, in welchem ihn kein Auge erblickt.

Hier liegt der „Gewissenhaftigkeitssinn“, und weil ich dabei bin, so will ich gewissenhaft genug sein, Sie nicht länger zu langweilen, sondern meinen Kopf und diese beiden bei Zeiten zurück zu ziehen.

Man sagt: „Viele Köpfe viel Sinn!“ Hier waren nur drei Köpfe und doch viel Sinne.

Wir bitten gemeinschaftlich um Nachsicht, zwei von uns sind schon vor den Kopf geschlagen, und was den Dritten betrifft, so versichert er, daß von diesem Augenblicke an Ihnen mehr sein Kopf nicht weh thun soll.

---

## Nagelneue Variationen auf die vier Weh (W) des Lebens: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit.

Es mögen ungefähr sechs Jahre sein, daß ich über dasselbe Thema: über Wein, Weiber, Wahrheit und Witz eine Vorlesung gehalten habe; allein ich habe seitdem so viel neue alte Weine getrunken, so viel alte junge Weiber geliebt, so viel schlechten Witz von mir gegeben, und so viele gute Wahrheiten in mir behalten, daß ich über diese vier Weh ein nagelneues Wehgeschrei erheben kann.

Der Witz liebt die Weiber, denn woraus besteht der Witz? Der Witz besteht in der Eigenschaft, die Aehnlichkeit an den sich widersprechenden Dingen aufzufinden. Darum sucht der Witz die Weiber, sie sind die Aehnlichkeit des Widerspruches, es widerspricht sich Eine wie die Andere, und das ist der Witz!

Der Witz holt sich seinen Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit, darum lieben die Weiber den Witz, vielleicht holt er auch ihren Mann aus Hunderten heraus und nimmt ihn mit.

Es giebt starke Weine, starke Weiber, starke Witze und starke Wahrheiten! Starke Weine legen sich in's Blut, starke Weiber legen sich in den Magen, starke Witze legen sich in

die Rippen, und starke Wahrheiten legen sich aufs Gefängniß. Es gibt viel starke Menschen, die viel schwache Stunden für starke Weine haben; es gibt viel schwache Menschen, die viel starke Stunden für schwache Weiber haben; aber es ist ein starker Beweis für die Schwäche unserer Zeit, daß sie den schwächsten Witz über eine starke Wahrheit nicht ertragen kann.

Mit der Wahrheit kommt man weit, sagt das Sprichwort, das glaub' ich, mit der Wahrheit wird man überall fortgeschickt, so kommt man weit. Wie weit kommt man aber mit der Wahrheit? Bis zum Wein; im Weine bleibt sie liegen, darum finden wir alle unsere Wahrheitsfreunde nur in den Weinhäusern liegen; da liegt die Wahrheit im Wein so lange auf dem Tisch, bis der Wein im Wahrheitsfreund unter dem Tisch liegt. Einem solchen Wahrheitstrinker liegt die Wahrheit stets auf der Zunge, allein zum Unglück für die Welt nimmt sie eine verkehrte Richtung, anstatt daß er am Ende den Wein verschlucken und die Wahrheit von sich geben soll, verschluckt er die Wahrheit und gibt den Wein von sich!

Es gibt Tischfreunde, Tischwahrheiten, Tischweiber und Tischwitze; der Tischfreund ist wie ein Tischwein, wenn der Tisch aufgehoben wird, hebt sich die Freundschaft auch auf; ein Tischwitz ist wie der Tischwein, man kann so viel davon genießen, als man will, man spürt doch nichts im Kopf.

Es gibt gute Weinjahre, Jahre, in denen der Wein außerordentlich gerathen ist! Hört man aber je sagen:

‚Heuer ist ein gutes Weiberjahr! Heuer ist ein gutes Witzjahr!"

Warum kommt nicht einmal ein Komet, der ein gutes Frauenjahr bringt? Man hört oft einen Mann ausrufen: ‚Ich hab' aber zu Haus einen Elfer oder einen Sechziger!" Wie schön wär's, wenn man sagen könnte: „Ich hab' zu Haus eine Elferin!" Da wüßte Jeder, die ist von dem Jahre, wo die Frauen so gerathen sind. Ja, man genirt sich ordentlich zu sagen: „Zu Haus hab' ich eine Sechzigerin!"

Die Liebe zum Wein ist viel glücklicher, als die Liebe zu den Frauen; wer ein Mädchen hoffnungslos liebt, findet Trost im alten Weine; wer aber den Wein hoffnungslos liebt, findet keinen Trost in einem alten Mädchen! Wer ein Mädchen liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, ist verschlossen und stößt die ganze Welt zurück; wer den Wein liebt und von seinem Gegenstande ganz voll ist, der fließt über, und die ganze Welt gehört ihm. Es gibt Menschen, die heimlich trinken und öffentlich besoffen sind; Menschen, die heimlich lieben und öffentlich närrisch thun; Menschen, die heimlich Witze stehlen und sie öffentlich drucken lassen; Menschen, die öffentlich Wahrheit lehren und heimlich getäuscht werden.

Der Mensch soll nichts lieben, als sich, meine lieben Leser, denn da kann er sicher auf Gegenliebe rechnen; nur die Dichter sind unglücklich, wenn sie sich selbst lieben, denn sie können sich selbst schwer erhalten!

Die Dichter sind mit der Liebe übel dran, sie können nicht lieben, ohne zu singen, sie können nicht singen, ohne

erst zu trinken, sie haben aber nichts zu trinken, bis sie nicht früher gesungen haben; sie müssen also lieben, singen und trinken auf einmal, sie müssen immer ein Tintenglas, ein Augenglas und ein Weinglas in der Hand haben; daher ihre Confusion, daher vertrinken sie die Liebe, und verlieben sich in Trunk, und versingen beides.

Die eigentliche Liebe, die wahre Liebe kann auch nicht sprechen. Die Frau verhüllt ihre Liebe in Schweigen, der Mann in Gesang. Das Herz des liebenden Weibes ist ein Cabinets-Courier des Himmels, es trägt seine Sendung unter heiligem Siegel verschlossen mit sich, kaum sich seines süßen Inhaltes selbst bewußt. Der Mann singt von seiner Liebe, denn auf der Erde findet er nichts, mit dem er sich vergleichen könnte, und zum Himmel kann nur der Gesang empor, um seine Vergleiche und seine Sterne zu holen. Die Liebe der Frauen ist der Aether, Gesänge dieser Liebe sind die Blumen, und tausend Blumen trinken Thau aus einem Aether, und tausend Blumen saugen tausend verschiedene Farben aus diesem einerlei Aether. Der schweigsamste Mann wird beredt, wenn er liebt, die sprachseligste Frau wird schweigsam, wenn sie liebt. Im Herzen des Mannes ist die Liebe eine Erzählung, Dichtung und Wahrheit, eine Novelle mit Fortsetzungen und Unterbrechungen; im Herzen der Frauen ist die Liebe ein englischer Gruß, ein Vater Unser, und ihr ganzes Leben ist dann nichts, als ein langes, frommes Amen dieser Empfindung.

Die Liebe ist wie eine Brennnessel; der Mann faßt sie mit keckem Finger und hart an, und sie verletzt ihn nicht;

die Frauen erfassen sie zagend, leise, mit Zucken, und sie fühlen das brennende Gift.

Man sagt „unglückliche Liebe"! Es gibt keine unglückliche Liebe, meine lieben Leser; wer wahrhaft liebt, ist glücklich, und trocknet die Hand der Liebe auch nicht seine Thräne, und tönt seinem Liebesklang auch kein Liebeston entgegen, er ist dennoch glücklich, denn wer trocknet die Thräne der Rose, wer erwiedert das Lied der Nachtigall, wer gießt Gegenliebe in die Brust der unruhigen Sonnenblume? Und doch fragt sie, so sagt die Rose: die Thränen sind mein Glück, und die Nachtigall: mein Schmerzlied ist meine Wonne, und die Sonnenblume: meine Unruhe ist mein einzig Heil.

Die glückliche Liebe hat nur Erinnerungen, die unglückliche Liebe hat Hoffnungen, und wo die glückliche Liebe ihre Erinnerungen ablegt, da gestaltet unglückliche Liebe ihre Hoffnungen zu Erinnerungen. Glückliche Liebe ist eine Jugendkrankheit, in der man aus Altersschwäche stirbt; unglückliche Liebe ist eine zur Ruhe gesetzte Wehmuth, sie lebt von dem Gnadengehalte der Erinnerung, und jede Erinnerung, auch die schmerzlichste, ist wie ein alter, wieder aufgefundener Brief von vor langen Jahren; wir gehen mit ihm bis zu seinem Datum zurück, und die abgeblaßten Züge rufen rosige Züge aus unserer Jugendzeit zurück.

Es gibt nur eine glückliche Liebe, wenn man den Gegenstand seiner Liebe zu seinem Glücke nicht kriegt!

Die jetzige Liebe ist wie die Mondfinsterniß, wenn man sagt: „sie ist durch ganz Europa sichtbar," so heißt das: „man sieht gar nichts."

Die Classiker, die Alten sagten einst: „Liebe regiert die Welt!“ — Das sagen die Alten auch jetzt noch, aber die Jungen sagen's nicht mehr.

Da sind wir, meine lieben Leser, auf ein fünftes Weh gekommen: Welt! Die Welt ist der Inbegriff aller Erscheinungen, in unserer Welt erscheint aber gar nichts mehr; wo ist in unserer Welt also die Welt? Die schöne Welt ist häßlich, die große Welt ist klein, die feine Welt ist grob, und die ganze Welt ist nur eine halbe Welt. — wo ist die andere halbe Welt?

Kennen Sie, meine lieben Leser, unser Weltsystem? Die schöne Welt kommt systematisch zusammen und setzt sich in einen Kreis: das ist der Weltkreis; die jungen Herren segeln um die Frauenwelt herum, das sind die Weltumsegler, die auch das Schicksal aller Weltumsegler haben, daß sie nie in den stillen Ocean gelangen können.

Zuerst dreht sich das Gespräch der ganzen Welt ums Theater, das ist die Weltachse; dann erzählt man sich Geschichten aus der Stadt, das ist die Weltgeschichte; die ältesten Bonmots werden neuerdings erzählt, das ist die alte und neue Welt; um das goldene Haupt der jungen Mädchen bilden die silbernen Köpfe der Greise eine eherne Mauer und erproben ihre eiserne Geduld, das sind die vier Weltalter; dann fragt man sich: haben Sie gehört, was für ein Gerücht verlautet? das ist das Weltgericht; dann setzt man sich an den Spieltisch, das sind die Weltkarten; dann tauscht man seine Neuigkeiten aus, das ist der Welthandel; dann ersäuft man sich in

ein Meer von Gemeinplätzen, das ist das Weltmeer; dann kommt ein Schriftsteller, bringt die Gesellschaft der schönen Welt zur öffentlichen Kunde, das ist die Weltkunde; und zuletzt macht das Schicksal einen Strich durch die Weltkunde, das endlich ist der Weltstrich. Sehen Sie, das ist das neue Weltgebäude.

Die ganze Welt sagt: die Welt muß zu Grund gehen; die Welt ist aber so grundlos, daß sie nicht zu Grund gehen kann, und man kann wirklich sagen: daß die Welt zu Grund gehen soll, dazu ist kein Grund vorhanden.

Durch Wein, Weiber, Witz und Wahrheit wird die Welt curios zu Grunde gerichtet, aber eine zu Grund gerichtete Welt mit Wein und Weibern hat die ganze Welt im Grund doch noch lieber, als eine nicht zu Grund gerichtete Welt ohne Wein und Weiber.

Die Bühne, mein lieber Leser, die Schaubühne, das sind „die Breter, die die Welt bedeuten." — Da aber die Welt jetzt nichts bedeutet, so bedeuten die Breter auch nichts. Ja, man kann sagen: auf den Bretern, die die Welt bedeuten, da ist die Welt bedeutend mit Bretern verschlagen.

Auf dieser Welt, auf dieser Breterwelt sind die vier Weh: Wein, Weiber, Witz und Wahrheit sehr wehleidig!

Unsere Theaterdichter bringen nichts als alte Witze und junge Weiber auf die Bühne, und anstatt reinen Wein schenken sie unreine Wahrheit ein. Die Wahrheit ist aber, daß sie beim Wein schlechte Witze über die Weiber machen, und dann diese ihre schlechte Aufführung durch eine gute Aufführung in die Welt schmuggeln. Unsere Theaterdichter

gehen mit Weiber, Witz und Wahrheit in ihren Theaterstücken sonderbar um; anstatt daß sie gesuchte Weiber, keinen Wort=Witz und blanke Wahrheit haben sollen, haben sie blanke Weiber, gesuchten Witz und kein Wort Wahrheit! Anstatt daß sie die Weiber dem Leben abstehlen und ganz neue Witze hervorbringen sollen, bringen sie neue Weiber hervor und stehlen den Witz von den Lebenden; und das ist die ganze Wahrheit bei der Sache!

Der Witz, meine lieben Leser, ist jetzt die Hauptsache, von Handlung und Charakter ist gar keine Rede. Blos wie der Dichter um sein Honorar handelt, das ist die einzige Handlung, und wie ihm manche Direktoren ganz charakterlos davon abziehen, das ist der einzige Charakterzug.

Der Witz wird in der ganzen Welt zur Thür hinausgeworfen, er muß also auf der Straße liegen; es hat sich also aller Witz in die Straßenjungen geschlagen, und dieser geschlagene Witz kommt jetzt aufs Theater.

Unsere Dichter können mehr als der Himmel; der Himmel hat blos aus Nichts die Welt erschaffen, die Theaterdichter erschaffen aber sogar aus einem Taugenichts ihre Welt, und so ein Taugenichts ist noch lang kein Nichts, so ein Taugenichts braucht erst einen Pariser Dichter, einen deutschen Uebersetzer, ein Theater und eine sehr gelungene Darstellung, bis er vollkommen Nichts ist!

In einer Hinsicht veredeln die Dichter die Straßenjungen, nämlich: auf dem Theater sehen wir sie in vier langen, zerrissenen Aufzügen, die wirklichen Straßenjungen erscheinen gewöhnlich nur in einem zerrissenen Aufzug!

Ein anderer Uebelstand aber entsteht der Kunst durch die Aufführung dieser Straßenjungen. Es ist nämlich eine Wahrheit, so alt, wie die Choristinnen des ***theaters, und doch so neu, wie der alte Wein bei ***: daß kein Mensch sich selbst beurtheilen kann — wie sollen also unsere Recensenten diese Straßenjungen beurtheilen?

Man könnte freilich sagen: die Straßenjungen sind unter der Kritik! Das kann aber nicht sein, denn die Kritik ist ja unter den Straßenjungen! Man kann also im wörtlichen Sinne sagen: Straßenjungen und Kritik haben es unter sich selbst auszumachen!

Sie sehen, meine lieben Leser, daß, so oft auch im Leben über gute Wahrheiten schlechte Witze gemacht werden, so trifft sich doch, daß man manchmal einen guten Witz über eine schlechte Wahrheit machen kann.

Ich nenne aus Bescheidenheit meinen Witz gemachten Witz! Denn die vier Weh thun Einem auch verschieden weh: die nachgemachten Weine, die davongemachten Weiber, die abgemachten Witze und die ausgemachten Wahrheiten thun Einem im Leben sehr weh.

Bei Wein und Weiber ist der Unterschied: wir kosten den Wein, und die Weiber kosten uns; bei Witz und Weiber ist das der Unterschied, daß wir traurig sind, wenn unser Witz ausgeht, daß wir aber froh sind, wenn unsere Weiber ein Bischen ausgehen; bei Wahrheit und Weiber ist der Unterschied, daß sich tausend Wahrheiten, aber nicht zwei Weiber miteinander vertragen; bei Witz und Weiber ist der Unterschied: bei dem Witz liegt die Anschauung in

dem Verstand, bei den Weibern liegt der Verstand in der Anschauung; der Witz ist Meister im Zusammen=setzen, die Weiber sind Meister im Auseinander=setzen. — Wie glücklich ist der Mensch, bei dem ein Witz den andern jagt; wie unglücklich ist der Mensch, bei dem ein Weib das andere jagt. — Da ich aber befürchte, daß mein Witz nicht wieder einen Witz, sondern die Leser jagen könnte, so will ich von Witz, Wein, Weiber und Wahrheit abbrechen, damit Sie gar kein Weh mehr haben.

## Die egyptische Finsterniß bei Gasbeleuchtung und der Ochs in der Laterne.

Eine humoristische Olla Podrida.

Es gibt viele alte Berühmtheiten, die, wenn sie in der jetzigen Zeit existirt hätten, nie berühmt geworden wären. Zum Beispiel die „egyptische Finsterniß", die mag zu ihrer Zeit berühmt gewesen sein, aber jetzt finden wir solche Finsternisse auf der Gasse; wenn jetzt eine egyptische Finsterniß käme, man würde sie gar nicht sehen; so finster wie eine egyptische Finsterniß ist's jetzt, Gottlob, wenn der schönste Sommertag ist!

So auch die berühmten „sieben Weisen Griechenlands"; wenn sie jetzt lebten, sie wären die „sieben Narren Deutschlands"!

Diogenes war ein Weiser, weil er mit der Laterne herumging, um einen Menschen zu suchen; jetzt gibt's gar keinen solchen Narren mehr, der einen Menschen sucht.

Bei dieser Gelegenheit drängt sich mir eine sehr wichtige Frage auf; hat Diogenes in einem Weinfasse oder in einem Bierfasse gewohnt? Diese Frage ist von größerer Wichtigkeit, als man glaubt, denn hat Diogenes in einem Bierfasse gewohnt, so hat es in Griechenland Bier gegeben.

Wer von Ihnen, liebe Leser, kann mir eines der zartesten Geheimnisse der Natur, eines der sinnigsten Räthsel des menschlichen Geistes enthüllen, nämlich: „Warum fallen die vom Bier Betrunkenen auf den Rücken, und die vom Wein Betrunkenen auf die Nase?"

An diese zarte Lebensfrage knüpft sich noch eine dritte Frage an: „Wenn die Bierbetrunkenen auf den Rücken, und die Weinbetrunkenen auf die Nase fallen, wohin fallen die von Liebe Trunkenen?" — Die Antwort auf diese zweite Frage ist ganz leicht: die von Liebe Trunkenen fallen jetzt ganz auf die Seite. — Früher war man von der Liebe trunken, weil man über das Maß geliebt hat; jetzt bleiben wir in der Liebe gleich beim ersten Pfiff stehen, wo soll da die Trunkenheit herkommen?

Was hat der Philosoph Diogenes in seinem Fasse voraus gehabt vor allen unsern Philosophen? Er war wenigstens faßlich! — Unsere Philosophen sind umgekehrte Diogenesse, anstatt daß sie wie Diogenes sich in ein Weinfaß ziehen, ziehen sie ein Faß Wein in sich und werden Philosophen per fas et ne-fas! — Darum studirt man drei Jahre Philosophie; das erste Jahr den Heurigen, das zweite Jahr den Vorjährigen, und das dritte Jahr wird blos repetirt!

Eine eben so abgeschmackte Berühmtheit war der große Roscius, der erste römische Künstler. Er war gewiß ein gewaltiger Coulissenreißer. Ueberhaupt, wie kann Roscius ein großer Künstler gewesen sein, er hat ja gar nie in Berlin

gespielt! Ja, noch mehr, der Kerl hat ja gar keine reine deutsche Aussprache gehabt!

Nun aber, liebe Leser, sehen Sie nicht ein, wie ich mit allen diesen Abwegen und Absprüngen wieder auf den Titel meines Aufsatzes zurückkommen will? Das sehen Sie nicht? Das sehen Sie nicht? Sehen Sie, das ist eben die egyptische Finsterniß, daß Sie es nicht sehen! Das ist ja eben der sichtbare Segen der Finsterniß, daß man die Leute stundenlang herumführt, und daß sie dann wieder dort sind, wo sie ausgegangen sind! Ich habe Ihnen in dieser Finsterniß einen Mann mit einer Laterne mitgegeben, und doch haben Sie nicht gesehen, wo ich Sie hinführe, gestehen Sie nur, daß man eine solche Finsterniß nicht alle Tage sieht!

Die egyptische Finsterniß ist die einzige egyptische Mumie, die sich ganz unversehrt bis auf unsere Zeit erhalten hat.

Die Egyptier haben es verstanden, ihre Finsterniß einzubalsamiren, bei uns ist diese Kunst ganz verloren gegangen, denn für unsere Finsterniß gibt es keinen Balsam.

Damit wir aber diese egyptische Finsterniß allgemein sehen können, haben wir die Gasbeleuchtung erfunden, und, beim Licht beobachtet, ist die Finsterniß ein wahres lumen mundi. Zur Beleuchtung unserer Finsterniß aber kann kein anderes Licht sein, als Gas, denn die erste Gas-Art ist fixe Luft, und in unserer Finsterniß muß man froh sein, wenn man wenigstens ein Bischen freie Luft fixirt hat.

Wenn man also die Finsterniß beleuchtet, so sieht man, wie glücklich die Leute sind, die nicht sehen.

Die „Liebe“, die „Gerechtigkeit“ und das „Glück“ sind drei glückliche Wesen, die nicht sehen; die Liebe ist blind, das Glück ist blind, und die Gerechtigkeit ist blind. Wenn diese drei Blinden sehen würden, so würden sie Dinge sehen, daß ihnen Hören und Sehen verginge.

Daß die Gerechtigkeit blind ist, ist längst bekannt.

Die Liebe, meine guten Leserinnen, ist auch blind, und das Glück ist auch blind! Es ist ein wahres Glück, daß die Liebe blind ist, und es ist mir lieb, daß das Glück blind ist. Wäre die Liebe allein blind und das Glück nicht, so würde das Glück sehen, daß diese Liebe keine Liebe ist; wäre das Glück allein blind und die Liebe nicht, so würde die Liebe sehen, daß dieses Glück kein Glück ist!

In der egyptischen Finsterniß waren lauter glücklich Liebende, denn die Liebe ist nie glücklicher, als wenn sie nicht sieht.

Der Mensch soll über seinen Zorn die Sonne nicht untergehen lassen; und der Mensch soll über seine Liebe die Sonne nie aufgehen lassen. Man muß nicht nur nicht in den Tag hinein reden, sondern auch nicht in den Tag hinein lieben!

Die Liebenden sind ganz andere Menschen, als andere Menschen. Andere Menschen, wenn sie genug gelebt haben, vertauschen sie das Zeitliche mit dem Ewigen. Die Liebenden schwören sich erst ewige Treue, sehen sich dann zeitlich nach einem Andern um, und bevor Eins von ihnen noch das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht, vertauschen sie einigemal das Ewige mit dem Zeitlichen!

Die Liebe ist blind, darum sind die Verliebten stockblind, die Verheiratheten aber blos staberlblind!

Der Tag ist ein Mann, die Nacht ist ein Weib, in der Liebe aber ist das Weib der Mann!

Der Tag und die Nacht, das ist ein seltenes Ehepaar, wie glücklich leben sie seit ewigen Zeiten, das ist auch keine Kunst, wenn der Tag kommt, geht die Nacht fort, und wenn die Nacht kommt, ist der Tag über alle Berge!

Bei diesem Ehepaar, Tag und Nacht, ist im Winter die Frau Nacht glücklich, denn da hält sie ihren Mann kurz, und im Sommer ist der Mann Tag vergnügt, denn er sieht, wie seine Frau alle Tage mehr abnimmt.

Nur einmal kommen sie sich gleich unausstehlich vor, wenn Tag- und Nachtgleiche ist, und um diese Zeit weiß man, gibt's auch die gefährlichsten Stürme.

Die Liebe hat Augen, aber nicht zum Sehen, sondern zum Weinen, die Liebe hat eine Zunge, aber nicht zum Reden, sondern zum Singen, und sie hat eine Wange, nicht um zu blühen, sondern um zu erröthen. Die Liebe trägt das Gehör auf den Wangen, das Wort im Auge und den Blick im Herzen!

Das menschliche Herz hat drei Natur-Reime: Das Herz der Fröhlichen auf Scherz, das Herz der Liebenden auf Schmerz und das Herz der Vornehmen auf Erz. Wir Wiener haben noch einen vierten Lokal-Reim: Wir haben ein Herz wie ein Sterz, das ist aber ein Fasten-Reim, und ein Wiener Herz hat keine Fasten.

Der gute Appetit der Wiener gegen den der Berliner, hat mir einen wichtigen Aufschluß über den Sprachunterschied dieser beiden Völker gegeben.

Der Oesterreicher spricht Alles in der längstvergangenen Zeit, der Preuße Alles in der jüngstvergangenen. Der Oesterreicher sagt: „Ich bin spazieren gegangen." Der Preuße sagt: „Ich ging spazieren!" Der Oesterreicher sagt: „Die hab' ich angeguckt!" Der Preuße sagt: „Ich guckte sie an!" Woher kommt dieser Unterschied? Der kommt vom Appetit her.

Wenn der Wiener Mittags einen Fasan gegessen hat, Abends scheint es ihm schon so lang, daß er keinen Fasan gegessen hat, daß er in der längstvergangenen Zeit sagt: „Ich hab' einen Fasan gegessen!" — Wenn der Berliner einen Fasanflügel ißt, so ist ihm vierzehn Tage nachher noch so, als hätte er ihn eben erst gegessen, und er sagt in der jüngstvergangenen Zeit: „Ich aß ein Fasanflügelchen!"

So spricht des Wieners Herz Alles in der längstvergangenen Zeit. Wenn er in der Früh geliebt hat, so sagt er Abends: „Ich hab' geliebt gehabt!"

Aber in der Liebe, verehrte Leser, gibt es jetzt überhaupt nur eine längstvergangene Zeit, das heißt, die Zeit, wo man geliebt hat, ist längst vergangen!" — Wenn mir Jemand seine Geliebte vorstellt und sagt: „Das ist meine Zukünftige;" so denke ich mir immer: das ist seine zukünftig vergangene Zeit!

Die Liebe ist blind, die Herzen der Männer aber sind so barmherzig, daß jedes Herz seine eigene Blinden-Anstalt hat!

Die Liebe ist blind, und doch sagt man: „Die Liebe und die Zigeuner sehen im Finstern." — Warum sehen die Zigeuner im Finstern? Weil sie von der egyptischen Finsterniß herstammen. Die Finsterniß ist also das Perspectiv der Liebe. Da wir jetzt eine doppelte Finsterniß haben, die egyptische und die europäische, so hat unsere Liebe ein ganz modernes Doppel-Perspectiv!

Nun sehen Sie, da sind wir schon wieder bei unserm Titel, bei der egyptischen Finsterniß, und was den Ochsen betrifft, verlassen Sie sich nur auf mich. Lassen Sie mich nur ein Bischen zu mir kommen, und wir werden gleich beim Ochsen sein. Die Egyptier haben bekanntlich einen Ochsen angebetet; wir weichen etwas davon ab und beten blos zuweilen eine Kuh an.

Mein Gott! wie viel Mädchen beten nicht einen goldnen Ochsen, und wie viel Männer eine goldne Gans an? Am Ende nimmt der goldne Ochs die goldne Gans, und sie feiern die goldne Hochzeit; denn es ist ihnen sogleich, als hätten sie schon fünfzig Jahre zusammen gelebt! —

In der Liebe vergeht ein Jahr wie ein Tag, in der Ehe vergeht ein Tag wie ein Jahr, darum rüste sich jeder Ehemann an jedem Sonntage zum siebenjährigen Krieg, und an jedem Ersten des Monats zum dreißigjährigen Krieg!

Jedes Jahr, das man mit einer Frau zu leben hat, ist ein Streich des Schicksals; wer die silberne Hochzeit feiert, der hat seine fünf und zwanzig glücklich überstanden, und wer die goldene Hochzeit feiert, der hat fünfzig bekommen!

Warum zündet man bei einer Hochzeit am hellen, lichten Tage Hochzeitsfackeln an? Weil man schon bei der Hochzeit anfängt, finstere Gesichter zu machen! Wiederum eine Finsterniß, die noch älter ist als die egyptische! — Die Egyptier in ihrer Finsterniß hatten Recht, die Ochsen anzubeten, denn ein Ochs ist ein unfehlbares Mittel zur Aufklärung und Lichtverbreitung.

Sie sehen mich erstaunt an? O, ich bitte Sie, betrachten Sie die Ochsen aus einem freundlichern Gesichtspunkte!

Die Ochsen sind respektabler, als die Menschen: kein Ochs pflügt mit einem fremden Kalbe; jeder Ochs trägt redlich seine Haut zu Markte, und wenn der Ochs einmal vor den Kopf geschlagen ist, so ist er genießbarer, als wenn der Mensch vor den Kopf geschlagen ist!

Gibt's nicht ausgezeichnete Künstler unter den Ochsen, zum Beispiel große Hornisten? Sind die Ochsen nicht ausgezeichnete Redacteurs, wiederkäuen sie ihre Artikel nicht immer und emsig? Die wirklichen Ochsen kann man kochen und braten, die menschlichen Ochsen muß man roh genießen!

Wie man nun mit einem Ochsen die Finsterniß beleuchten kann? Nichts leichter, als das. Man schlägt den

Ochsen todt, man zapft ihm das Fett ab, man läßt das Fett aus, man macht aus dem Fette Lichter, man steckt das Licht in die Laterne, so steckt der Ochs in der Laterne und beleuchtet sein Jahrhundert!

Man versuche aber einmal, und lasse unsere menschlichen Ochsen aus — und wir haben viel ausgelassene Ochsen — allein ihr Fett taugt nicht zum Lichtermachen, und könnte man auch Lichter daraus machen, so wären es doch keine gezogenen.

Ich glaube also ganz bestimmt, daß Diogenes in der egyptischen Finsterniß gelebt hat, daß er in seiner Laterne einen Ochsen herumgetragen hat, daß er eigentlich unter den Menschen einen solchen Ochsen gesucht hat, den er auch als Licht in die Laterne stecken könnte, und daß er keinen gefunden hat.

Somit wäre die egyptische Finsterniß, und der Ochs in Ihrer Gunst gerechtfertigt, und:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In ihrem Bunde der Dritte.

## Vorlesung eines Zukerrohres über den gänzlichen Mangel aller Romantik, gehalten in einer Gesellschaft von jungen Runkelrüben.

Meine ehrenwerthen Freunde und Runkelrüben!

Ihr Geschlecht fängt an, sich nicht nur unter die ganze Erde, sondern auch über die ganze Erde zu verbreiten! Sie tragen mit dazu bei, alle Romantik auszurotten und eine industrielle, nüchterne Prosa an ihrer Stelle zu substituiren!

Wenn die Natur Runkelrüben-Zucker haben will, so hat sie sich mit der Geburt von Christoph Columbus lächerlich gemacht, und Ludwig August Frankl hat Unrecht gehabt, einen Mann zu besingen, den die kleinste von Ihnen, meine ehrenwerthen Damen, entbehrlich macht!

Ja, Sie, Sie geben der romantischen Lichtseite des Lebens den letzten Gnadenstoß!

Die Aufklärung, die Reformen, die allgemeine Erfindungs-, Entdeckungs- und Ersparungs-Wuth hat allen Schimmer, alle Illusionen von den Fittigen der Zeit abgestreift, und die

allgemeine europäische Civilisation

hat die sonst romantisch-bunte, malerische, poetische, phantastische, ideale Verschiedenheit der Welt in eine einzige, große, einförmige, aschgraue Livrée gesteckt, mit blanken Knöpfen, auf denen der monoforme Namenszug der modernen Alltäglichkeit ausgeprägt ist!

Die Mythologie haben wir längst verscherzt und die Götter Griechenlands; die Oreaden, Dryaden und Hamadryaden haben wir zu Schiffsbalken und Kanalschleußen entgöttert; die Gnomen haben wir zu Steinkohlenjungen gemacht; Daphne's Locken flattern in Wildpretsaucen, und Vulkans Athem schnaubt aus Dampfröhren uns entgegen.

Aber es blieben unserer Phantasie noch schöne, große Domänen; unserer Romantik blieb der schöne Witwensitz: Orient, dieses Land der Wunder und Fabeln. Uns blieben die schönen Sultaninnen mit langen Schleiern über lange Wimpern; uns blieben die Houris, Peris, Odalisken aller fernen Zonen! Uns blieb das fabelhafte Indien, die lockenden Bayaderen; unserer Intuition blieb Afrika, die Kassauben, die Oasen, die glühenden Odalisken-Augen, die brüllenden Löwen, die bethürmten Kameele, die klugen Elephanten u. s. w.

Alle diese Güter im Reiche der Einbildungskraft hat uns die allgemeine Civilisation geraubt, geplündert, verwüstet! Nicht ein haarbreit phantastischen Boden hat sie unserer Illusion überlassen!

Die alte, zahnlose, prüde, pedantische, steife, kluge, aber abgeschmackte Gouvernante Europa hat die andern Welttheile an den keuschen, aber dürren Busen genommen,

hat sie zu klugen, artigen, gesitteten Jungens herangezogen und herangebildet, und da stehen sie nun, die drei europäisirten großen Bengel, steif, uniformirt, höflich, kalt, fad, und bis zur Abgeschmacktheit unterrichtet und civilisirt!

Aus allen drei Welttheilen ist kein einziger Tropfen Romantik mehr zu pressen, Alles ist so alltäglich civil geworden, so durchaus europäisch prosaisch und farblos, daß sie kaum mehr Costüm-Ausbeute für einen Theater-Costümier abwerfen!

Der Turban macht dem Czako Platz, der Schleier dem Bibi, die Mandarinen tragen Achselbänder, und an der Stelle der schönen Scherezade mit den süßen Märchen liest Madame La Bim-bascha den unsterblichen Paul de Kock! Aus den Boudoirs in Algier wird wie aus denen zu Paris geschrieben:

»Madame Fetscha-Bumba prie Mr. Pinca-Rauka de lui faire l'honneur de prendre le thé etc. etc.«

Der Enkel von D'schingis-Chan verbietet das Opium in Folge eines Mäßigkeitsvereins; das Opium, diesen phantasmagorischen Zauberer, der den siebenten Himmel mit seinen Houris, Brama und Wischnu vor die Seele zaubert! Der Nimbus der Bayaderen zerfließt im Saal Ventadour! Die Löwen Afrika's empfangen Besuche von den Pariser Grisetten, die Arra's, Lory's und Papageien sagen: »bon jour!« Der Elephant apportirt und macht den Aimablen. Alle Affen und Mandrills, und all die bizarren Menschen-Incunables der Schöpfung haben ihren Bürgerpalast im jardin des plantes!

Wo soll da die Romantik noch ihre Rekruten hernehmen? Woher die Phantasie ihre Bilder fouragiren?!

Die Universalbildung hat die Romantik aufgegessen, die sporadische Civilisation ist eine epidemische geworden, hat alle Romantik mit Haut und Haar verschlungen, wie der Vesuv den Empedokles, und hat nichts von ihr übrig gelassen, als auch nur den ledernen Pantoffel!

Ich, das Zuckerrohr, ich stehe nur allein noch als der letzte romantische Mohikan da; meine Locken flattern wie die Trauerweiden Babylons an den Ufern des Oceans, und ich schüttle weinend mein Haupt herüber auf das von Runkelrüben-Prosa durchackerte Europa!

Ich, meine ehrenwerthen Runkelrüben, ich Zuckerrohr bin ein Enkel der Mythologie! Die schöne Syrinx wurde von Pan verfolgt, sie flehte bei ihrem Vater, Majoratsherr eines mächtigen Wassergottes, um Rettung, wurde in ein Rohr verwandelt, und dieses Rohr bin ich! In mir liegt romantisch-dramatischer Stoff: Liebe, Verfolgung, Vaterfluch, die Peripetie zu Zucker und endlich die süße und versöhnende Auflösung! Allein wo ist eine Mythe, welche die Runkelrübe verschönt, und wo ist die moralische Tendenz des Runkelrüben-Stoffes wie die in mir: wenn die Mädchen von Liebe verfolgt werden, so verwandeln sie sich!?

Welches Mädchen würde wünschen, in eine Runkelrübe verwandelt zu werden?

Mich brauchen die Poeten zu ihren schönsten Metaphern: schlank wie Zuckerrohr! Allein zu welchem

Bilde kann man die Runkelrüben, diese Calibans unter den Pflanzen, gebrauchen? Kein Poet wird von einer Schönen sagen: „Ihr Wuchs war wie eine Runkelrübe!“

Kotzebue's „armer Poet“ ist in meinem Schatten entstanden; Lorenz Kindlein gedieh unter dem Schatten der Zuckerröhre, unter diesen hohen Rohrwäldern wuchs jene Liebe, aus jenen schlanken Zeugen ihrer Liebe schrieb sie jenes: „ich folge Dir, sobald ich kann!“ welches all' jenen rührenden Zauber um Lorenz Kindlein legt, der nöthig ist, um empfindungsvolle Theater-Besucherinnen in Thränen zu waschen und zu baden! Glauben Sie, daß solch ein Werk der Liebe, der reinsten Liebe, der totalen Hingebung auch in der Atmosphäre des rothen Mangold, der Dick- und Fütterrübe hätte gedeihen können?

Und nun gar Kotzebue's „Negersklaven“! Was wären die ohne Zuckerrohr! Setzen Sie statt „Plantagen“ Runkelrüben-Felder, und der dramatische Effect ist beim Henker! denn Seufzer, Thränen und Plantagen, das ist die natürliche ostindische Compagnie, die sich für den Erfolg dieses Stückes verbürgt; allein setzen Sie „Seufzer- und Rummelrübe“ oder „Thränen- und Rungselrüben-Zuckerfabrik“. und alle elegische Stimmung ist im Keime erstickt!

Ich sehe die Zeit kommen, wo sich alle Rüben der Erde zu Zucker emancipiren werden!

Vor dem Gesetz sind alle Rüben gleich! wird die Gukelrübe sagen! — Warum soll gerade aus dem

Kainshaupte der rothen Rübe Zucker gepreßt werden, warum nicht auch aus meinem blonden, langgelockten Haupte? so wird die gelbe Rübe fragen. Dann kommt das ganze Geschlecht der Kohlrüben, der Mohrrüben, der Wasserrüben, der Steckrüben, der Tellerrüben, und die ganze weitverbreitete Familie der Rapunzeln, und alle werden wollen Zucker geben, und alle werden schreien: »anch' io son pittore!« Alle werden sagen: „Preßt nur, preßt, unter der Presse gibt Kraut und Rüben auch Zucker!

Alle Rübenbauer werden bei ihrer Saat deklamiren:

„Dem dunklen Schooß der heiligen Erde
Vertrauen wir die Rübensaat
Und hoffen, daß sie erstehen werde
Als Zuckerrohr von besser'm Grad!"

Selbst die kleine Teltower Rübe wird aus den Palmenwäldern um Berlin aus der Erde steigen wie ein kleiner Gnom, wird nach Berlin gehen zu Herrn Rellstab oder Häring und wird sagen: „Ihr findet in jeder Naturrübe Stoff zu dickem Romanen- und Leihbibliotheken-Zucker: warum nicht auch in mir?" —

Seid nicht stolz darauf, meine sonst ehrenwerthen Runkelrüben, daß ein Centner von euch ein Pfund Zucker gibt, denn aus welchen Dingen wird jetzt nicht Zucker gezogen? Aus Aehren und Mais; ja, sogar aus Maculatur! Maculatur-Zucker!

Welch ein Trost, welch eine Aussicht für die Pflanzer der literarischen Negersklaven: für die Buchhändler! Zuerst pressen sie den Schriftsteller, dann das Werk, dann

die Leser, dann das Maculatur! Wie muß ihnen der Kaffee mit solchem Zucker schmecken?!

Es wird eine Zeit kommen, wo man in diesem Maculatur-Zucker so bewandert sein wird, daß man bei jeder Tasse Kaffee, die man trinkt, den Schriftsteller herausschmecken wird, aus dessen Maculatur er gezuckert ist!

Die Empfindsamen werden Novellen-Zucker, die Romantischen George-Sand-Zucker u. s. w. haben.

Allein, das Alles wird vergehen! Alle andern Zucker werden zerfließen, alle Prätendenten dieses süßen Throns werden ihr Ende ereilen, ich allein, das legitime Zuckerrohr, werde bestehen, und in so viel Zungen sich auch die Menschheit theilen möge, es wird kein Mensch die Doppelzüngigkeit so weit treiben, um Zuckerrohr-Zucker = Runkelrüben-Zucker zu achten!

Und somit ende ich meine Betrachtung über diesen Gegenstand; mögen Sie mir, meine ehrenwerthen Adoptiv-Zucker-Stiefkinder auch hinter dem Rücken ein Rübchen schaben, mich entschädigt mein innerer Gehalt! Ehre, dem Ehre gebührt:

Voll Saft mag wohl die Runkelrübe sein,
Doch Zucker wohnt im Zuckerrohr allein!"

# Kokettir-Novellen.

## Die Fenster-Linie.

Und es war wieder eine Blondine! Eine wahre Colifischette, würde ich sagen, wenn ich nicht lieber wünschte, meine ehrsamen Leserinnen hätten den neuen Amadis nicht gelesen.

Lange, sehr lange, seidenweiche Locken fielen um beide Wangen üppig dicht herab, als wollten sie die Rosen dieser Wangen schützen und einhüllen vor jedem Sonnenstrahl, vor jedem naschenden Blick. Ein dramatisches Lächeln wohnte um den zartgeformten Mund, und der ganze Ausdruck des Gesichtes war Charakter und entschiedener Wille.

Sie wohnte mir schräg, etwas stark schräg gegenüber, im vierten Stocke, ich im zweiten.

Empfindsame Mädchen sind leicht auszuwittern. Ihre Fenster sind ihre Charakter-Zeichen.

Siehst Du, mein freundlicher Leser, an einem Fenster einen Blumentopf oder zwei, und daneben einen Käfig mit einem Vogel, so kannst Du getrost schließen: „Hier wohnt ein Herz, das noch keinen Vogel im Käfig hat.“

Liegt ein kleiner Hund dazwischen, so ganz düster und halbverschlafen, ein Mops mit einem überwachten Auscultator-Gesicht, oder ein sogenannter Pintsch mit der stets besorglichen Miene, wie ein Industriepapier-Spekulant, so sei gewiß, hier wohnt eine sehnende Witwe oder eine überspielte Mamsell, die zwischen Hoffnung und Resignation noch hin und her getrieben wird, wie eine Sängerin, die keine Stimme mehr hat, zwischen der Sehnsucht nach getragenem Gesang und dem Erheben in den Triumph der bloßen Schule.

Ja, bei fortgesetzter Forschlust und etwas Praktik kann man aus den Blumen- und Vogel-Arten so ziemlich auf den Stand der Eigenthümerin oder ihren sonstigen Charakter schließen.

Eine rothe Pimpinell-Rose und ein munterer Stieglitz in einem netten Käfig vor dem Fenster läßt fast immer auf eine Nätherin, Marchande de Modes-Gehilfin, Einfasserin und Faltlerin schließen. Es liegt etwas von den Anfangsbuchstaben des Liedes: „Freut Euch des Lebens, weil noch das Flämmchen glüht" in den Blättern der Pimpinell-Rose, und ein Stieglitz ist ja nichts als ein moderner Geck vom Wasserglacis oder vom Volksgarten, ins Stieglitzische übertragen, er hüpft und zwitschert; sein buntes Kleid, sein Halskrägelchen und sein Schöpfchen ist sein Alles!

Auf andere Insassen aber läßt ein Kanarienvogel schließen, neben welchem ein einsames Reseda-Töpfchen seinen stillen Duft wie pia desideria in die Lüfte verhaucht.

Da wohnen Officierwitwen=Töchter, Töchter herunter=gekommener Rentiers, und das große Heer der Mädchen, denen das Schicksal die Anweisung nicht einlöste, mit welcher es sie in das Leben sendete. Ein Kanarienvogel erinnert immer an die Töne:

„Dorthin möcht' ich ziehen!"

und Reseda ist verhaltener Wunsch mit stiller Ergebung.

Wo ein feister Gimpel im messingenen Käfig, ein rothwangiger Cactus oder eine bunte Pelargonie am Fenster prangen, da ist gut anfragen und werben, da wohnt die aussteuerbekommende, stets bei gutem Appetit sich befindende, und immer etwas zu essen im Arbeitstisch stehen habende Tochter eines reichen Fabrikanten, Professionisten, gewesenen Lieferanten u. s. w.

Genug, man kann nach und nach eine Gewißheit in dieses System bringen, welches weiter auszuführen nicht in den Plan dieses kleinen Abenteuers paßt.

Also, es war ein Kanarienvogel und ein Reseda=Töpfchen, welche am Fenster prangten, und ich schloß mit großer Gelehrsamkeit auf die Insassin, welche jedoch lange, und tagelange nicht ans Fenster kam.

Auch als sie schon erschien, und das geschah dann immer in den Abendstunden zwischen fünf und sechs, bemerkte sie mich lange nicht, welches ich ganz unbegreiflich fand!

Ich machte die ganze Schule der Koketterie durch.

Denn die Koketterie ist ein großes Studium, und man glaube nicht, daß die Natur allein ein Talent dazu

ausbildet. Es gibt wohl hie und da Naturkokettirer, wie es Naturdichter gibt, allein es ist auch bei diesen wie bei jenen nur Halbheit. Die Kokettirkunst ist eine Mathematik, sie beruht auf Evidenz, und ihre Schlüsse sind untrüglich. Sie gewährt wie die Mathematik jene Sicherheit in ihren Schlüssen, welche den Verstand eben so erhöht, als die Werkthätigkeit befriedigt.

Die Grundbasis der Koketterie ist die Geometrie und Trigonometrie. Man muß die Lehren von den geraden Winkeln und krummen Winkeln, von den spitzigen und stumpfen Winkeln, von den Scheitel- und Wechsel-Winkeln genau kennen. Man muß das Verhältniß der eingeschlossenen Flächen, des Kreises, des Kegels und des Cylinders inne haben. Kurz, die mathematische Lehre des Lichtes und des Sehens, der Natur von allen geraden, gebrochenen und zurückgeworfenen Strahlen, die Kenntniß der Lichtrichtung und der Sehwinkel, die Theorie der Gesichtsfelder und die der Schatten muß man vollkommen inne haben, um mit Glück, um mit unbezweifelbarer Gewißheit zu kokettiren, und die Koketterie-Schlußfolge mit Klarheit und Gewißheit ziehen zu können.

Man lernt nie aus, selbst ich, der ich die „Kunst zu kokettiren" seit zwanzig Jahren in den größten europäischen Schauspielhäusern gelernt habe, finde immer noch etwas zuzulernen!

Die zwei Haupt-Postulate der Kokettir-Mathematik sind:

Erstens: Man kann alle Frauenzimmer der Welt zwingen, mit uns zu kokettiren; notabene wenn sie nicht blind sind, denn in diesem Falle gibt es hie und da Ausnahmen.

Zweitens: Man muß so kokettiren, daß die betreffende Person ein vollkommene Gewißheit bekomme, daß es ihr gelte, daß man also auf keinen Fall lächerlich werden kann.

Jedoch ich will meine Geheimnisse nicht zu früh verrathen, da ich eine angewandte Lehre der Kokettirkunst" herauszugeben gedenke.

Ich versuchte mit meinem schrägen Vis-à-vis die ersten Elemente meiner Lehre, aber erst spät wurde es aufmerksam und setzte sich mit mir in Wechselwirkung.

Sie lächelte endlich einmal ganz holdselig! Ach! das erste Lächeln, welches aus einer solchen vis-à-vis-Anschauung entgegenblüht, ist nicht zu beschreiben! So muß Columbus zu Muthe gewesen sein, als er zum ersten Male „Land!" rufen hörte.

Daß ich dieses erste Lächeln, dieses süße Früh- und Schnee-Glöckchen des Abenteuer-Frühlings, mit aller Wonne eines beglückten Seladons mit meinen Augen von ihrem würzigen Munde pflückte, läßt sich denken, und ich wendete nun die weitern Gesetze des Kokettirens an. Zuerst leises Lächeln, dann Nicken mit dem Kopfe, dann Spielen mit Blumen, oder eine Blume zerpflücken und die Blätter spielend hinüberhauchen, dann Buchstaben an die Fensterscheiben malen, dann ein Briefchen zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger kreisen lassen u. s. w.

Die Holde am Fenster kam nun regelmäßig alle Abend ans Fenster, und ihre Blicke wurden immer beredter, und endlich gesellte sich dazu ein Lächeln und ein Nicken mit dem holden Köpfchen, daß die blonden Schlangen sich um das liebliche Antlitz küßten, und dann noch ein Winken mit der Hand, welches ich zwar mir nicht sogleich deuten konnte, welches ich aber doch mit Nicken, Winken und Deuten erwiederte, und so ziemlich alle Gestikulationen einer ähnlichen Situation durchmachte. Darauf lachte die Holde wieder laut und schlug in die Händchen, das blieb mir zwar etwas unklar, allein ich hoffte bald Licht zu haben. Ich war ganz glücklich über den glücklichen Erfolg meiner Fensterlinien-Correspondenz und wünschte nichts, als die Theure einmal sprechen zu können, welches ich ihr auch mit Zeichen deutlich zu verstehen gab, allein sie schien darauf keine Antwort zu geben.

Und dennoch, dennoch!

Welch ein Entzücken durchbebte mich, als sie eines Abends am Fenster erschien, mit dem kleinen Strohhütchen auf dem Haupte, zum Ausgehen angezogen, und mit schnellem Winken herüber nickte, mit dem Finger hinunter zeigte auf die Straße, noch einmal hold lächelte und das Fenster zumachte.

Ich verstand den Wink, hinunter zu kommen, griff schnell nach meinem Hute, und im Nu stand ich auf der Straße, vor ihrem Hause.

Ich mochte kaum zwei oder drei Minuten gestanden haben, da kam sie herab, die Reizende! Ich hatte nun ihre ganze Gestalt gesehen und war wonnig überrascht, eine

junonische Gestalt mit den ebenmäßigsten Formen und anmuthigsten Gliedmaßen zu sehen.

Allein, welch ein Schrecken! Eine bejahrte Matrone, eine Mutter oder eine Tante ging ihr zur Seite!

O Mißgeschick!

Keinen Blick ließ sie auf mich fallen. Keine Miene verrieth, daß sie mich bemerkt, daß sie mich erwartet, daß sie mich hieher beschied! die kleine, doch nur zu liebenswürdige Heuchlerin!

Ich ging ihr lange nach; nicht die leiseste Bewegung des Kopfes, nicht das leiseste Regen der Hand ließ mich wissen oder ahnen, was vorgegangen ist, und ob sie mich bemerkte.

Ungewißheit, Zorn, Mißmuth, und auf der andern Seite Entschuldigung und Sinnen über ihr Benehmen theilten sich in meinem Gemüthe. Sie gingen irgendwohin zum Besuch; selbst am Hause angekommen, sah sie sich nicht um, machte kein Zeichen und verschwand!

Was mußte vorgegangen sein? War sie böse? Hab' ich etwas begangen? Wer sollte mir diese Zweifel lösen!

Ich war fest entschlossen, mich an der Verrätherin zu rächen, und am andern Tage gar nicht am Fenster zu erscheinen.

Aber:

„Was sind Pläne, was sind Entwürfe
Die der Mensch, der vergängliche, baut!"

Kaum schlug es am andern Nachmittage fünf Uhr, so stand ich schon am Fenster, die schräge Linie zum Fenster vis-à-vis hinaufschauend und mit Sehnsucht harrend,

„bis die Liebliche sich zeigte!"

Ich mochte kaum zehn Minuten voll Hangen und Bangen gestanden haben, als sich ihr Fenster öffnete, und sie an demselben erschien.

Die Falsche! die Heuchlerin!

Da war wieder das freundliche, holdselige, bezaubernde Lächeln! Da war wieder die Miene voll Offenheit und Zutrauen! Da war wieder das Lächeln voll dramatischer Fülle! Da war wieder der Blick voll historischer Erinnerungen! Da war wieder das Kopfnicken voll drastischer Wirkung!

Keine Miene von dem gestrigen Ernst, kein Zug der gestrigen Kälte, keine Spur der gestrigen Apathie!

Alles nichts als lauter Liebe-Leben, lauter Zuthunlichkeit! Wieder Nicken und Winken, wieder Lächeln und in die Hände schlagen!

Ich machte allerlei Zeichen der Frage, der Verwunderung, des Verdrusses, des Zornes ꝛc., ich gestikulirte wie ein verrückter Telegraph, sie aber lachte schalkhaft, ja, lachte immer mehr und schlug in die Händchen vor Lust und Freude! die Schadenfrohe!

Mir aber ward das Ding doch gar zu arg! Schon wollte ich ein drohendes Zeichen geben, da — da erscholl aus einem Fenster neben mir, wo ein lustiger Student wohnte, ein schallendes Gelächter! Ich sah mich um, und ausfordernd ihm ins Antlitz; da aber erscholl auch von mir gerade vis-à-vis am Fenster ebenfalls ein schallendes Gelächter; ich war wie vom Donner gerührt! Fast aus allen Fenstern der Nachbarschaft erscholl ein lautes Lachen!

Was war's?

Ich war ein Narr, meine Kokettir-Mathematik hatte sich um eine Fensterlinie verrechnet. Gerade über meinem Kopfe im dritten Stocke des Hauses, in welchem ich wohnte, befand sich auch ein Fenster, und in diesem Fenster befand sich eine Freundin meiner Holden, schräger vis-à-vis! Ihr galten alle die Zeichen, ihr galt das Lächeln, das Winken, das in die Hand schlagen und das Hinunterzeigen gestern, daß sie ausgehen wird.

Die beiden Freundinnen hatten eine eigene Zeichensprache, und erst später entdeckten sie selbst mich und meinen Irrthum und machten sich nicht wenig über meine Theater-Actionen und Geberden lustig.

Auch meine Nebenfenster und die Fenster vis-à-vis gewahrten diesen Irrthum bald und hatten sich schon einige Tage an meinen Gestikulationen und an meinem Mienen-, Augen- und Fingerspiel hoch ergötzt!

Beschämt und erzürnt schlug ich das Fenster zu, mit dem festen Entschlusse, künftig meine Kokettirlehre mit einem Kapitel:

„Ueber die Fensterlinien“

zu bereichern.

## Bluetten aus meiner Reise- und Sammel-Mappe.

### Liebe und Zahnweh.

Liebe und Zahnweh! Zwei unsägliche Schmerzen für die, welche sie empfinden; zwei unbedeutende Dinge für die, welche sie nicht empfinden. „Was fehlt dem oder der?" — „Sie lieben — sie haben Zahnweh." — „Nun, wenn's weiter nichts ist, das hat nichts zu bedeuten!"

Das sind die gewöhnlichen Ansichten von Liebe und Zahnweh.

Leidet Jemand in einem Hause an Liebe oder an Zahnweh, weiß jedes Mitglied der Familie ein anderes Mittel, welches untrüglich hilft. Der Papa sagt: es ist Rheumatismus, der gibt sich von selbst. Ein Onkel sagt: es ist ein Fluß, warm halten. Eine Gouvernante sagt: gar nicht d'ran denken ist das Beste. Eine Base sagt: laß dir den herausreißen und setz' dir einen andern ein. Ein weiser Nachbar sagt: verstopfen Sie sich die Ohren, das hilft gewiß.

Kurz, es gibt keinen so dummen Kerl auf der Welt, der nicht ein probates Mittel gegen Liebe und Zahnweh wüßte.

Am meisten Mittel gegen Liebe und Zahnweh wissen alte Matronen und Sünder, die aus lauter verlornen Zähnen und verlorner Liebe selbst keinen Zahn mehr im Munde und kein Herz mehr im Leibe haben.

Alle jene Menschen, die ihre Zähne durch Süßigkeit und Unachtsamkeit, und ihr Herz durch Schwelgerei und Wollust verloren und hohl haben, glauben nicht an Zahnweh guter Zähne, nicht an Herzweh guter Herzen, und das natürlich, denn sie können sich selbst eben so wenig auf das Herz als auf den Zahn fühlen.

Liebe und Zahnweh haben auch das mit einander gemein, daß ihr Schmerz uns am meisten in der Nacht überfällt, daß wir dann wie wahnsinnig herumwandeln und wie die Mondsüchtigen an den steilen Wänden hinaufklettern möchten.

Aber was ist stärker: Liebe oder Zahnweh?

Wenn beide zugleich einen Menschen anfallen, welche Empfindung ist stärker?

Voyons!

An der Friedrich- und Behren-Straßen-Ecke in Berlin, im ersten Stocke, wohnte ein verliebter Schriftsteller, und der war ich.

Sie war eine verliebte Justizrathstochter. Das ist Alles, was ich dem Leser von unsern persönlichen Verhältnissen verrathen kann.

Ich darf nur noch so viel sagen, daß sie sehr putzsüchtig und sehr eifersüchtig war; denn das ist historique und gehört zur Geschichte.

Die Putzsucht schlägt in die Finanzkammer, die Eifersucht aber in die Herzkammer. Die Putzsucht ist ein Pfau, je älter sie wird, desto schwächer; die Eifersucht aber ist ein Krokodil, je älter sie wird, desto stärker.

Was ist aber stärker, Putzsucht oder Eifersucht, wenn sie bei einem Individuum zusammenschlägt?

Voyons!

Meinem Fenster gegenüber, an der andern Straßen-Ecke, klebten alle Theaterzettel und Concertzettel.

Sie ging nun gewöhnlich mit ihrer Mutter des Morgens um zehn Uhr von der Charlottenstraße nach den Linden, und Beide blieben an der Ecke stehen, die Theaterzettel zu lesen.

Wenn sie nun so that, als wollte sie der Mutter etwas auf dem Zettel zeigen, und mit dem Finger auf die Stelle zeigte:

„Anfang Sieben Uhr,“

so wußte ich, der ich mit dem Fernglas hinter den Jalousien meines Fensters stand, daß die bestimmte Stunde — sieben — war. Wenn sie dabei mit der andern Hand einen Finger, wie ganz absichtslos, in die Höhe hob, so wußte ich, daß ein Stündchen dazu kam, und daß acht Uhr die bestimmte Stunde sei u. s. w. Das war an den Fingern abzunehmen. Die Liebe macht erfinderisch! Franklin hat nur einen Blitzableiter erfunden, die Liebe erfindet alle Augenblick einen andern Blitz- und Hagelableiter u. s. w.

Es war acht Uhr, ich stand an dem bewußten Orte, — aufrichtig gesagt, es war unter den Bäumen an der

Börse, wo jetzt die Granitvase steht, — und wartete. Ich wartete, sie kam nicht, ich wartete noch, sie kam nicht, ich würde vielleicht noch warten, wenn nicht ein kleiner Junge — es war der Laufbursche des Justizrathes — mit noch einigen Collegen an mir vorbei gelärmt wäre, mit einem Blick auf mich eine Nuß zu meinen Füßen niederrollen ließ und verschwand. Ich hob sie auf, es war eine hohle Nuß, aber keine taube Nuß, denn ein Zettelchen lag in ihr:

„Ich kann nicht kommen! Die berühmte Anatole (so hieß die erste Putzmacherin) ist heute aus Paris gekommen, und ich muß noch Abends hin, bevor Alles von Andern ausgeklaubt worden ist. Leb' wohl, mein Süßer!"

Ich war gewiß nicht süß! In diesem Augenblick gewiß nicht!

Indessen: „Gegen Marchandes de modes kämpft die Liebe selbst vergebens!" Ich Süßer schnitt saure Gesichter und ging bitter nach Hause.

Zwei Tage darauf hatte ich den unbändigsten Zahnschmerz; es wüthete in mir wie mit Dolchen. — Die Wange war aufgeschwollen und überdeckte mein linkes Auge; ich sah aus, wie ein ungeheurer Borsdorfer-Apfel mit einer brandrothen Seite. Da ging sie vorüber, legte den Finger auf die Stelle:

„Anfang Sieben Uhr,"

tupfte noch einmal, wie zur Bestätigung, mit dem kleinen Fingerchen darauf, und zog mit der lieben Frau Mama weiter.

Ich ließ sogleich meinen Arzt holen und sagte: ein Geschäft, ein unaufschiebbares, nöthige mich zum Ausgehen. Er meinte, ich dürfte durchaus nicht in die Luft, sonst bekäme ich die Gesichtsrose.

Ich war in einer starken Verzweiflung und in einer gelinden Transpiration. Ich entschloß mich, ihr zu schreiben.

Ich schilderte ihr meinen doppelten Schmerz und meine einfache Verzweiflung; mit den feurigsten Farben schilderte ich ihr das Feuer meiner Liebe und meiner linken Wange, und bat um Verzeihung, und sendete meinen kleinen Berliner Courier mit dem kleinen Briefchen ihr zu.

Es war die Scheidungsacte! — Ich war verloren! — Ich hätte doch gehen sollen! Meine geschwollene Wange hätte ich ihr zu Füßen legen müssen, mein verschwollenes Auge hätte ich in ihre Hand legen müssen, die Gesichtsrose hätte ich meiner Rose ins Gesicht zeigen müssen, ich hätte kommen müssen, hätte ich auch todt zurückgehen müssen!

Am andern Tage brachte der kleine Justiz-Laufbursche ein Zettelchen und ein Fläschchen!

„Gefühlvoller Dichter!

„Gewiß, Zahnweh ist stärker als Liebe! Was ist eine brennende Sehnsucht gegen eine brennende Wange? Was ist ein entzündetes Herz gegen eine entzündete Lippe? Wenn man so liebt und so an Zahnweh leidet, muß man auf Alles resigniren, nur nicht auf gegenwärtigen Balsam, den ich Ihnen schicke, und von dem ich wünsche, daß er alle

Ihre Leiden heilen möge. Binden Sie ihn, auf Ihren Liebesbrief geträufelt, um Ihre Wange, und bleiben Sie ewig verbunden Ihrer achtungsvollen Freundin

N. N."

— Wir sahen uns nicht wieder.

Das ist Liebe und Zahnweh!

## Der zweideutige Regenschirm.

Ein Abenteuer mit nassem Anfange und trockenem Ende.

Es war einer unserer schönsten Sommertage, mir klapperten die Glieder in den kalten Zimmern; ich hüllte mich in einen leichten Sommerpelz und zog durch die Straßen Wiens.

Ich habe schon oben gesagt: es war einer unserer schönsten Sommertage, es fing also auch sogleich zu regnen an.

Ich trage seit langer Zeit keinen Regenschirm mehr, erstens weil ich keinen habe, zweitens — denn es gibt Menschen, die mit dem gründlichsten Grund nicht zufrieden sind — und zweitens, weil ich nicht gerne der Diener meines Regenschirmes bin, der sich, wenn es nur ein Bischen schlechtes Wetter ist, von mir tragen läßt. — Sobald ein Regenschirm erfunden werden wird, der bei schmutzigem Wetter *mich* tragen wird, schaffe ich mir auch gleich einen an. — Der Regen fing an dermaßen in Strömen herabzustürzen, daß ich genöthigt war, in ein Hausthor zu treten und mich, wie man hier sagt: *unterzustellen*

Daß Regen und Sturm, Donner und Blitz der Liebe günstig sind, ist eine bekannte Sache. Wie hieß nur gleich *die da? Dido!* richtig!

Sogar das prosaischste Ding im Leben kann einem Liebesgenie zum glücklichen Behelf werden; Zeuge dessen:

der Mantel, den Leicester über den Morast legte, damit Elisabeth darüber spaziere; Herr Lott ist seiner Frau los geworden, weil sie sich nach einem Feuerregen umsah; kurz, das Grollen der Elemente ist der Liebe günstig, so auch mir dieser Platzregen, dieser Regen und dieser Platz.

Es war in der —gasse, der Leser kann nicht fehlen, denn gerade über dem Hause steht alle Abend, wenn der Himmel mit Wolken umzogen ist, das Sternbild: die Spika.

Ich stand im Thor und sah zum Himmel empor, denn der Mensch richtet leider nur dann erst seinen Blick zum Himmel, wenn Sturm und Ungewitter ihm droht. Da erblick' ich plötzlich, auf dem Wege zwischen mir und dem Himmel, ein Fenster vis-à-vis, und an dem Fenster — ach! an dem Fenster! — Nun meint der Leser gewiß, es wird heißen: „und an dem Fenster ein weibliches Wesen u. s. w.?“ Nicht wahr, das meint der Leser?

Es ist auch wahr, und an dem Fenster ein weibliches Wesen. Ein weibliches Wesen, wie soll ich es gleich schildern? Lieber Leser, schildere sie dir selbst, nach eigenem Belieben, ich bin mit Allem zufrieden. — Wie du sie schilderst, so soll sie gewesen sein.

Sie saß am Fenster und — las? Nein! Begoß die Blumen? Nein! Tändelte mit der Nachtigall? Nein! — Ich will die Leser nicht täuschen. Ich bin in diesem Augenblicke Historiker und nicht Romantiker! Ich gebe historische Wahrheit! Sie saß am Fenster und spitzte sich die Nägel.

Ich sah hinauf, sie sah herab, es war richtig; wir sahen uns, wir liebten uns, wir schwuren uns ewige Treue! Alles durch Physiognomik!

Die Scheibe! die Fensterscheibe! die verdammte Fensterscheibe genirte mich gewaltig. Der Mensch traue nie einer Fensterscheibe! Ein Mädchen hinter der Fensterscheibe ist ein ganz anderes Wesen, als ohne die Fensterscheibe. Die Glasermeister haben die größten Illusionen im Leben hervorgebracht. Ein Mädchenkopf hinter einem Fensterglas bringt die größte optische Täuschung hervor! Prima regula Juris est: Man verliebe sich nie, bevor sie das Fenster aufgemacht hat!

Sie machte das Fenster auf! Ach, welche Schönheit! Sie war schön wie, wie, siehe meine gesammelten und noch ungesammelten Schriften Seite 17, 39, 44, 67, 120, 201, 304, 506 und so weiter, und wähle ein Muster — Honoratioren zahlen dafür nach Belieben.

Sie sah zum Himmel empor und dann zu mir! Ich war ja auch ihr Himmel! — Dann machte sie das Fenster wieder zu! Warum machte sie das Fenster wieder zu? Weil es regnete! Richtig! Die Leser wissen jetzt gleich Alles, man kann sie gar nicht mehr überraschen!

Sie sah wieder herab, auf einmal sprang sie auf, eilte vom Fenster weg, blieb einige Minuten weg, kam dann zurück und lächelte. In diesem Augenblick kam die beflügelte Iris oder, um deutlicher zu sein, ihr Stubenmädchen, über die Straße gehüpft, brachte mir einen Regenschirm und sagte: „Das gnädige Fräulein sendet Ihnen hiermit einen

Regenschirm!" — Sagt's und verschwand, indem ich ihr noch nachrief: „Ich werde die Ehre haben, den Schirm mit meinem Dank dem Fräulein selbst zu überbringen."

Man sage, was man will, die Frauen sind liebenswürdiger als die Männer, auch sogar wie ich! Und sie wissen mit solchem Anstand uns Gelegenheit zu geben, mit ihnen bekannt zu werden, daß wir Herren der Schöpfung wahre Tölpel der Schöpfung dagegen sind.

Am andern Tage, es war gerade gleich den Tag darauf, es war sehr schönes Wetter, ging ich zu ihr.

Welch ein Unterschied: gestern und heute! Gestern ging ich im Regen ohne Regenschirm, heute im Sonnenschein mit einem Regenschirm! Die Natur ist reich an solchen sinnigen Controversen!

Ich ging hinauf, legte mein Herz an die Thüre, es klopfte; „Herein!" rief eine flötenweiche Stimme, und ich trat hinein. Sie saß am Fenster — ich nahte mich, das Pfand der Liebe auf dem Arm, den Regenschirm.

„Fräulein!" sagte ich, und corrigirte mich sogleich: „Holdes Fräulein! Im Leben gewährt der Mann den Frauen S c h u tz, und die Frauen den Männern S c h i r m!" Hier wartete ich, um den Effect dieser brillanten Introduction abzuwarten. Sie machte keinen Effect. Aha, dachte ich, zieh' den witzigen Bramsegel ein und pflanze den sentimentalen Fockmast auf! Ich begann also wieder:

„Verehrteste Holde! wie glücklich, wer nach Lebenssturm und aus des Daseins Wolkenhimmel sich auf die glückliche Sonnenterrasse eines empfindenden Herzens flüchten kann!"

Ich endete wieder, um die Wirkung dieses empfindsamen Böllers zu beobachten. Er verhallte wirkungslos!

Kurz, meine Schöne blieb kalt, schroff, unzugänglich. Diese Heuchelei verdroß mich! Mir den Regenschirm zu schicken, mir so zu sagen auf gut regenschirmerisch anzudeuten: „Komm mit ihm wieder!" und nun so die Spröde zu spielen!

Ich versuchte noch einige Anläufe, Alles vergebens. Sie sagte: „Ich bitte Sie sehr, mich zu verschonen!"

Das war zu arg! Ich entschuldigte meine Kühnheit mit der Heftigkeit meiner Leidenschaft und ging endlich so weit, ihr zu sagen: „Die Güte, mit welcher Sie mir den Regenschirm schickten, nahm ich für eine mich beglückende Einladung, mich dann selbst bei Ihnen vorzustellen!"

Sie sprang auf, eine edle Röthe überflammte das holde Angesicht, und sie sprach: „O ihr eitlen Männer! So wissen Sie denn, Ihr Anblick und Ihr Gegenüberstehen war mir so unleidlich, so zuwider, daß ich es vorzog, Ihnen je eher je lieber den Regenschirm zu senden, um Sie nur recht bald von da drüben los zu werden!"

Daß ich bei dieser Anrede ein verteufelt dummes Gesicht gemacht haben muß, wird man mir leicht glauben, doch raffte ich noch alle meine Ironie zusammen, um zu fragen: „Aber, mein holdes Fräulein! was hat Sie denn genöthigt, am Fenster zu bleiben, wenn Ihnen mein vis-à-vis so verhaßt war?" — Sie machte einen spöttischen Knix und sagte lachend: „Und wie, mein genialer Herr! wenn ich nun meinen wirklichen Geliebten erwartet hätte? Ich empfehle

mich Ihnen!" Und damit schlüpfte sie in ein Nebenzimmer. Ich machte Rechtsum und zog ab, indem ich den zweideutigen Regenschirm auf den Tisch legte. Darauf schrieb ich diese erbauliche Historia nieder, zur eigenen öffentlichen Selbstgeißelung und zum moralischen Exempel für die Eitelkeit und Eigenliebe sämmtlicher Mannspersonenwelt.

## Die Brieftaube.

Es war eine Blondine.

Gewiß ist es, ich muß in einer blonden Stunde geboren worden sein; entweder wenn die goldene Aurora ihr Goldhaar mit goldenem Kamm in die blauen Lüfte hereinkämmt, oder wenn Hesper seinen blonden Rundkamm um die rosigen Wangen der abenddämmernden Gebirge frisirt; und zu meiner Wiege trat eine blonde Fee, blond wie Luna, wenn sie mit aufgelösten Flatterlocken um die Erde wandelt, um ihren langweiligen, schläferigen Liebhaber aufzusuchen, und sie segnete mich und sprach:

„Dein Fuß strauchle stets in blonde Netze, und das große Narrenseil, welches man Liebe nennt, werde Dir stets aus goldenen, dünnen, weichen, rolligen, elfigen, sonnigen Löckchen und Locken gedreht!"

Und so geschah's!

Ich will damit nicht gesagt haben, daß nicht hie und da, dann und wann, hier und dort auch ein schwarzes, braunes, dunkles oder Cendrée-Haar mit in das sogenannte Seil eingeflochten wurde, aber die Grund-Couleur blieb — blond!

Blond in allen Mischungen, Färbungen und Abstufungen, von jenem gelbgelben Semmel-Blond, welches die Leibfarbe der Fadheit ist, bis zu jenem Hochblond,

welches sich mit Feuerroth schwesterlich duzt und seine eigenthümlichen Reize besitzt. Alle Arten von blaß-, tief-, dunkel-, licht-, stroh-, marillen- und herbstlaub-blond durch, die ganze Wesenleiter der Blondheit hinauf und hinab!

Das ist nun nicht mehr Geschmackssache, oder Gusto, oder Wahl, es ist Fatum, Geschick, Prädestination; ich habe nunmehr einmal ein blondes Schicksal, so wie manche Menschen ein schwarzes Schicksal haben.

Also, es war eine Blondine.

Und es begab sich zur Zeit, als die Theater leer werden, die Herrschaften, Banquiers und Eigenthümer alle aus der Residenz entfliehen, und Niemand ins Theater geht, als „Nachtigall und Grille, die sich der Nachtluft freuen", das heißt, als Freibillete und Recensenten; um diese Zeit sind die Logen nicht mit ihren Urbewohnern besetzt, sondern plombirt und wattirt mit Freunden, Bekannten, Kammermädchen, Zofen und sonstigen Stellvertreterinnen der eigentlichen Logenbevölkerung.

Zu jener Zeit, wo die Hitze sehr groß und das Publikum sehr klein ist, im Theater nämlich, die Stücke sehr lau und die Kunst sehr kühl, zu jener Zeit saß ich im Theater; ich weiß nicht, warum ich im Theater saß, gewiß aber geschah es nicht zu meinem Vergnügen, vielleicht spielte ein „Gast" aus jener Welt, der noch nicht recensirt wurde, oder es wurde ein französisches Lustspiel ins Uebersetzerische übertragen, kurz, ich saß im Theater und ließ die Blicke umherschweifen auf alle meine Leidensgenossen und Mitgefangenen

in dem Blocke der Sperrsitze und in dem Bajazeth-Käfig der Logen.

Da saß sie! blond! blond! blond wie mein Schicksal, zum Sprechen ähnlich! Aber keine Locken, keine Schlangen, keine Maccaroni, keine Bretzeln, auch keine Flechten, keine »accroche-coeur«, keine Semikolons „(;)“ um die Schläfe, sondern glatt gekämmt und in zwei einfachen Ringen um das Silberplateau der Schläfe gelegt, und auf dem Scheitelpunkt ein gordischer Knoten, in dem schon ein gold'nes Alexander-Schwert angebracht war. Und ein Paar Augen, blau, versteht sich blau, blau wie, wie sag' ich nur gleich? nicht wie Berliner Blau, denn das ist affectirt und blausäuerlich, aber wie Wiener Blau! Ach, mein holder Leser, Du kennst das Augen-Wiener-Blau der Wienerinnen! In diesem Blau tummeln sich die Augensternlein so geschäftig und zuthunlich und wohlig herum, wie die Sternlein in dem Blau einer frischen Juni-Nacht!

Also Wiener-blaue Augen waren es! Und diese Augen hatten einen Blick, einen Blick, so tröstend und hoffnunggebend wie die Gerechtigkeit, wenn sie durch die Finger sieht, und diese Augen waren beschattet von Wimpern, ach, Wimpern, die, lange majestätische Garden, den Augentempel bewachten, und wenn auch diese Garden mit ihren langen Lanzen zu sagen schienen.

»La grande meurt, mais ne se rend pas!«

so wohnte gleich neben oder vielmehr bald unter diesen Garden ein Lächeln in dem rosigen, anmuthigen Kinngrübchen, welches zu sagen schien:

»Tentare licet«
oder:
„Der Mensch muß an nichts verzweifeln.“

Ich bin ein Mensch, das heißt: in jenen lichten Augenblicken, in denen ich kein Recensent bin, und solche lichte Augenblicke habe ich gerade im Theater recht viele, denn da sehe ich es am besten ein, daß ein Mensch dem Menschen immer noch mehr nützen kann, als ein Recensent!

Ich sah sie an, sie lachte gerade über den Peter in „Menschenhaß und Reue“, und aus der gesprungenen Granitblüthe ihres Mundes lachte mir eine Fülle weißer Zähne zu, wie die weißen Körner einer angeschnittenen rothen Zuckermelone.

Ich segnete den Peter, und zum ersten Male fand ich an seinen albernen Späßen Vergnügen.

Bei dem großen, riesengroßen Witz Peters:

„Pfeifen für uns!“

lachte sie unbändig, und ihr Blick fiel auf mich, und ich lachte gewaltig mit, und dieses Mitlachen schlug eine fliegende Brücke von mir zu ihr!

Mir ist viel lieber, wenn ein Mädchen über Peters Dummheit lacht, als wenn sie über Eulalia's Reue weint!

Ueberhaupt ist ein Bischen Dummheit bei Frauenzimmern so pikant, wie der große haut-gout beim Wildpret!

Mir sagte ein geistreicher Dichter in Paris:

»Parbleu, je suis dégouté de ces femmes d'esprit, des ces faiseurs d'esprit, je m'en veis faire la cour à une imbécille!«

Der Mann hat nicht ganz Unrecht!

Unsere geistreichen Frauen sind vor lauter Geist entsetzlich dumm!

Unsere dummen Frauenzimmer dagegen, das sind noch die Einzigen, mit denen man ein vernünftiges Wort sprechen kann!

Also, sie lachte über Peters Dummheiten, ich lachte mit, der Bund war geschlossen.

Ich will den Leser mit dem weitern Verlauf der Kokettirgeschichte verschonen, und um den dramatischen Gang der Sache nicht zu hemmen, zur Katastrophe schreiten.

Bald wußte ich ihren Namen, wo sie wohnte, und daß sie nicht böse wäre, wenn ein Zettelchen, welches ich zwischen meinen Fingern drehte, sich bald auch zwischen ihren Fingern befände.

Es heißt also einen Liebesbrief schreiben! „Gesegnet sei der Mann, der Schrift und Siegel für ein armes Liebespaar erfand!“

Ein Liebesbrief!

Ach! und warum? Ach! deshalb, weil der Mensch an nichts so sehr merkt, daß er alt wird, als an seinen Liebesbriefen; nicht an den grünen Erbsen, die er nicht mehr so gern ißt, als in seiner Jugend; nicht an den Stiefeln, die er gerne immer weiter und breiter trägt; nicht daran, daß man nach und nach immer mehr Freund von Suppen wird, sondern daß man immer weniger Talent verspürt, Liebesbriefe zu schreiben!

In der Jugend schreibt man zehn Liebesbriefe an einem Tage, und alle athmen glühende Leidenschaft, und jeder ist eine Brandfackel, geschleudert in eine Pulvertonne!

Welch ein Vorrath von Brand- und Feuer-Material!

Sie fangen alle an:

„Könnte ich meine Feder in die Sonne tauchen!“ oder: „Was der Thau der lechzenden Rose, das Licht dem im Finstern Wandelnden, das war der Anblick u. s. w.“ oder: „Ihr Sterne da oben, du leuchtende Sonne, leiht mir eure Strahlen,“ oder: „Wenn Sie zürnen, so zürnen Sie über die Allmacht Ihrer Reize,“ oder: Ich habe lange gekämpft, aber hinweg, nagende Geier, hinweg blutgierige Gedanken!“ u. s. w., u. s. w.

Aber wenn man einmal die Linie passirt, die Mittagslinie des Lebens, das heißt, wenn man einmal über die Lebenshälfte hinaus ist, und bei dem schönen Geschlechte schon die „Favoriten-Linie“ hinter sich hat, da kommen Einem die Liebesbriefe blutsauer an!

Indessen die Praxis muß aushelfen! Die erste Bedingung eines Liebesbriefes ist: Unleserlichkeit! Je weniger die Schöne vom Briefe lesen kann, desto mehr Eindruck macht er auf sie! Die zweite Bedingung ist: keinen Respekt-Rand! Nur keinen weißen Rand an einem Liebesbrief! weder oben noch unten! die obere Hälfte der Anfangszeile und die untere Hälfte der letzten Zeile müssen, wo möglich, noch auf dem Tische geschrieben sein! Die dritte Bedingung ist: wenigstens Ein Klecks! Ein

Klecks ist eine Licentia erotica! Ein Klecks in einem Liebesbriefe, c'est de rigeur!

Wenn die Geliebte von dem ganzen Brief auch nichts lesen kann, als den Klecks, so ist das schon genug! Ein Klecks ist nichts, als das Symbol überströmender Empfindung; die Kleckse gehören zu den Privilegien der Liebe. Man sehe einmal die Archive der Liebe durch, die letzten Briefe, die man von der Geliebten bekommt, sind immer ärmer an Empfindungen und an Klecksen, und die Weltgeschichte hat kein Beispiel, daß ein Abschieds- und Absage-Brief je einen Klecks aufzuweisen hat! Die vierte und Hauptbedingung ist es endlich: er muß geschmuggelt werden! Ein Liebesbrief, der auf geradem Postwege, und ein Liebhaber, der zur offenen Thüre hereinkommt, sind nicht halb so pikant als ein Brief, der auf Schleich- und Winkelwegen, und ein Liebhaber, der zum Fenster hereinkommt.

Ich schrieb ihr also einen Brief, in welchem ich eine kleine Musterkarte von Klecksen anbrachte, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnten.

Mit diesem Hatti-Scherif ausgerüstet, lief ich vom Stapel und lavirte lange vor ihrem Hause herum, um eine günstige Schmugglerfährte für meinen Brief auszufinden.

Da erschien mir die ersehnte Brieftaube in der Gestalt des Hausmeisters!

Die Hausmeister, Hausmeisterinnen und Hausmeister-Töchter spielen in der Geschichte der Herzen eine große Rolle, sie sind oft das Medium zwischen Subject und Object, und die dritte Person anzeigender Art

zwischen der ersten und der zweiten Person in dem unregelmäßigen Zeitwort der Liebe!

Da stand er im Thorweg, behaglich, wie ein reicher Emir, in die Welt hineinschauend, wie ein Fruchthändler bei langer und anhaltender Dürre.

Ich nahte mich ihm wie einem Mäcen, nahm meine freundlichste Miene aus meiner Wintergarderobe hervor und sagte sanft:

„Guten Morgen, mein lieber Herr Hausmeister!"

Gravitätisch und kalt antwortete er:

„Guten Morgen!"

Es entstand eine kleine Conversations-Pause, ich raffte aber all meinen Muth zusammen und steuerte mit vollen Segeln meiner Absicht zu.

„Sie könnten mir eine Gefälligkeit thun, wofür ich Ihnen sehr dankbar sein würde — (hier ließ ich in einer Hand die Gefälligkeit in Gestalt eines Briefchens und in der andern Hand die Dankbarkeit in Gestalt eines Zweiguldenstücks ein lebendes Bild zu meiner Deklamation darstellen) — wenn Sie dieses Zettelchen gefälligst bestellen wollten."

Dabei schilderte ich ihm die Person, die er auch sogleich erkannte, und ich bemerkte mit vieler Pietät, das Briefchen käme von einer ihrer Freundinnen, und das Ganze sei auf eine Ueberraschung abgesehen, die ihrem Vater zugedacht ist, und von der er also nicht früher Wind bekommen dürfte.

Die hausmeisterliche Brieftaube schien Anfangs nicht Lust zu bezeugen, doch bald besann er sich eines Bessern, nahm mit schlauem Lächeln Brief und Geldstück und versprach, seine Sache gut zu machen.

„Wissen Sie was, Euer Gnaden?“ sagte er endlich, „ich werde Ihnen was verrathen. Sie fährt jetzt um eilf Uhr nach Döbling zu ihrer Tante, setzen Sie sich auf der Freiung in den ersten Wagen, dort ist ihr Platz schon bestellt, und Sie haben die beste Gelegenheit, Sie zu sprechen!“

O edle Seele des Hausmeisters! Wie entzücktest Du mich!

Ich ließ noch ein Guldenstück in seine Hand rollen, mir Alles noch einmal erklären, eilte dem ersten Döblinger Stellwagen auf der Freiung zu, bezahlte meinen Platz und setzte mich in den Taubenschlag. Bald war es eilf Uhr. Kommt sie oder nicht? das war die Frage. Endlich kam sie, sie selbst, der Hausmeister, mit einem kleinen Packet ihr zur Seite, erschien auch, um ihr dieses Packet bis an den Wagen zu bringen. Wie pochte mein Herz!

Sie stieg ein, gerade mir vis-à-vis, ich bebte vor Freude!

Als sie saß, stieg auch der Hausmeister ein, ich machte große Augen. Er setzte sich ihr zur Seite, ich war ganz verwirrt. Er schien sich einige Zeit an meiner Lage zu ergötzen, endlich sprach er, indem er mir meinen Brief und meine Geldstücke hinreichte: „Mein Herr, Sie wollten dem Vater dieses Mädchens eine Ueberraschung machen, er macht Ihnen aus Dank auch eine. Ich bin ihr Vater, dem es gar

nicht leid ist, vor einer Stunde gerade wie ein Hausmeister ausgesehen zu haben. Nehmen Sie Ihre beiden mir anvertrauten Güter zurück, und halten Sie in Zukunft nicht Jeden, der im Thorweg steht, für den Hausmeister!"

Was ich bei dieser Anrede für ein Gesicht machte, was sie für eines machte, ich weiß es nicht, mein lieber Leser. Der Wagen wollte gerade zum Schottenthor hinaus, ich war in der gräßlichsten Verlegenheit.

„Halt!" rief ich einem mir ganz unbekannten Vorübergehenden zu, „halt, ich habe mit Ihnen zu reden!" ließ den Wagen halten, sprang aus, bat dann den Mann um Vergebung, daß ich mich verkannt hatte, und lief nach Hause, um über die verunglückte Brieftaubenpost ein klägliches Nachdenken zu halten.

# Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

I.

## „Zur schönen Seele."

Putz- und Modewaaren-Handlung der Frau Bescheidenheit.

Kommen Sie, meine liebenswürdigen, meine sittsamen Mädchen, kommen Sie einmal mit mir in die reiche und herrliche Putzwaaren-Handlung: „Zur schönen Seele".

Wenn Sie genug gesehen und bewundert haben alle die niedlichen, reizenden, schillernden, geschmackvollen

„Dingelchen,
Ringelchen,
Säckelchen,
Fächelchen,
Miederchen,
Fliederchen,
Schlenderchen,
Bänderchen,
Mantillchen
Und Häubchen,
Krispinchen
Und Leibchen"

in den wirklichen Modehandlungen, dann treten Sie einen Augenblick in die Putzhandlung der Frau Bescheidenheit: „Zur schönen Seele".

Sehen Sie, meine Verehrten, es wohnen viel Leidenschaften im menschlichen Herzen, die desto hungriger werden, je mehr man ihnen Nahrung gibt, und die desto satter werden, je mehr man sie aushungert, und zu diesen Leidenschaften gehört auch nun am allermeisten: die Putzsucht.

Manche böse Gelüste sind wie manche böse Thiere nur durch Hunger zahm zu machen, und zu diesen wilden Hausthieren gehört auch: die Putzsucht!

Ich will nicht sagen, meine Holden, daß Ihr Euch nicht nett, nicht geschmackvoll, nicht reizend kleiden sollet, denn eben weil nur der Unsichtbare im Himmel in das Herz der Menschen schaut, soll der Mensch für den Menschen, der nur das Aeußere schaut, auch etwas Angenehmes zur Schau legen, aber Ihr sollt Euch schmücken und nicht putzen, Ihr sollt Euch kleiden und nicht maskiren, Ihr sollt geschmackvoll angezogen, aber nicht bunt behängt sein, Ihr sollt nach der Mode gekleidet geh'n, aber die Mode soll nicht nach Euch gekleidet geh'n!

Wie reich ist die gütige Natur, wie reich ist das Herz im Menschen an Zierden und Zierrath, an Schmuck und Verschönerung, an Reizverleihung und Schönheitserhöhungen für die weibliche Welt! Wie wenig braucht die Natur die Kammerdienerin Kunst!

Seht die Sonne an, meine Theuern, sie steht des Morgens auf, bevor Ihr noch daran denkt, sie zieht die Vorhänglein der Nacht zurück vom Himmelsfenster, sie wäscht sich die muntern Aeuglein klar im großen Waschbecken

des Weltmeeres, sie schlägt das flatternde Strahlenhaar schlicht zusammen, hüllt sich in das Rosa-Morgen-Negligé ihrer einfachen Kammerfrau Aurora und wandelt munter und leicht ihrer Tagesbahn entgegen! Sie läßt ihre Perlen und Juwelen hängen an Bäumen und Gesträuchen, sie läßt ihre Spitzen und Schleier flattern in Nebeln und Wolken, sie läßt ihre Shawls und Bänder wallen in Bächen und Strömen und geht, mit nichts geschmückt, als mit dem Lichte ihrer eigenen Schönheit, in nichts gehüllt, als in den Glanz ihrer Reinheit, mit nichts behängt, als mit den Strahlen ihres innern Werthes, durch den großen, blauen, unendlichen Himmelssaal!

Unter den Mädchen und unter den Tauben, meine reizenden Leserinnen, sind das die schlimmsten und die am wenigsten für den freundlichen, häuslichen Taubenschlag taugen, die ihre bunten Halsfedern am meisten auffächern und mit ihnen schillern und prunken.

Ein jeder neue Mode-Artikel, den ein Mädchen anzieht, ist ein neues Fenster, wodurch das Mädchen in die Welt sehen und von der Welt gesehen sein will; ein Frauenzimmer und ein Zimmer aber, das viele Fenster hat, ist gut zum müßigen Hinausgaffen auf die Straße, aber es ist nicht wohnlich. Wo viele Fenster in einem Herzen sind, da ist wenig solide Wand, da ist wenig Raum für die nöthigen Möbel des häuslichen Glückes, der Liebe, der Tugend, der Zufriedenheit.

Ein Mädchen soll sein wie ein Veilchen, man soll es nicht früher sehen, bis man es aufsucht, bis man sich tief

bückt, um es zu pflücken; aber ein Mädchen, das alle Farben anzieht, um alle Augen anzuziehen, ist wie die duft- und herzlose Tulpe, die mit ihrem Sammt- und Farben-blatte kokettirt, sich selbst gefällt, und die bewundert, belächelt, aber nie in Liebe gepflückt wird.

Einfachheit! Das ist der erste, fast einzige Artikel in der Putzwaaren-Handlung:

„Zur schönen Seele".

Der Geschmack, meine lieben Leserinnen, ist nichts als das Augenmaß der Seele; ist die Seele gesund, hat sie klare, hellsehende Augen, so ist ihr Augenmaß richtig, und sie wird nie geschmacklos sein, und nur das Einfache ist geschmackvoll.

Ein Mädchen, das viel Farben auf sich trägt, trägt gar keine Farbe in sich. Ein Mädchen, das hochrothe Rosen im Haar oder im Hute trägt, macht eine Satyre auf die Rosen seiner Wangen. Ein Mädchen, das goldne Fransen und goldne Stickereien auf seine Kleider nimmt, macht ein Pasquill auf das Gold seiner Gesinnung. Ein Mädchen, das, wenn es ausgeht, durch die Buntheit seiner Kleider die Augen der Menge auf sich zieht, tritt mit jedem Schritt seinen guten Ruf, seine bescheidene Individualität in die Erde.

Man sagt: „Das Kleid macht den Mann!" Richtiger ist es: „Das Kleid macht das Mädchen!"

Ich will in jeder Gesellschaft den Hauptcharakter jedes Mädchens aus seinem Anzuge erkennen. Die Einfachste ist die Schätzenswertheste; die Bunteste, die Ueberladenste ist — gelinde gesagt — die Bemitleidenswertheste! —

Wenn Ihr wüßtet, meine theuren Mädchen, wie die Männer und Frauen über jede Nadel in Eurer Toilette, über jeden Ring Eurer Ketten herfallen, und von diesem auf Euch selbst, auf Euren Charakter, auf Eure Häuslichkeit, ja, auf die Verhältnisse Eurer Aeltern übergehen, und all diesen Ueberfluß, den sie an Euch bemerken, mit einem Mangel in Euch ausgleichen, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all den in die Augen stechenden, die Blicke mit „Halloh" und „Hurrah" auf sich ziehenden Tand und Flitter, der Euch für den Augenblick einen eitlen Glanz verleiht, aber den Glauben an Eure innere Vollkommenheit gewaltig erschüttert.

Wenn Ihr wüßtet, daß man von der Schätzung des bunten Kranzes um Eure Locken, von dem Flitterwerk auf Euren Mantillen, Tüchern, Krispinen u. s. w. direct zur Schätzung Eures Verstandes, Eures Gemüthes, Eurer Wünsche, ja zur Schätzung der Vermögensumstände Eurer Familien und zur Schätzung der Zukunft Eurer künftigen Männer übergeht, dann, ja dann würdet Ihr von Euch werfen all diesen auffallenden, blickaufsichreißenden, feuerschreienden, lärmschlagenden, bunten Kleiderkram, und Euch einfach geschmackvoll kleiden, züchtiglich reizend, und Alles würde von Euch sagen: die ist gekleidet aus der wahren, hinreißenden, unnachahmlichen Putzwaaren-Handlung:

„Zur schönen Seele"!

---

## II.

## Zu den drei Laufern: „Jugend, Schönheit und Liebe.“

Spezerei- und Delikatessenwaaren-Handlung des Lebens.

Ja, mein lieber Leser, das sind die drei Laufer des Lebens: Jugend, Schönheit und Liebe! Sie tanzen mit beflügeltem Schritt vor dem Wagen des Lebens daher; sie laufen im Mai unserer Tage um die Wette nach dem preisgeschmückten Ziele, unter dem Zujauchzen all unserer Sinne, unter dem Zulauf all unserer Gefühle, unter dem Posaunenstoß und Flötenklang all unserer heftigen und zarten Leidenschaften; und sie fallen oft einen Schritt vor dem Ziele, oder schon am Ziele, oder auch schon mit dem errungenen Preis in der Hand, athemlos, leblos, entseelt zu Boden!

Es ist ein lustiges, leichtfertiges, athemloses Kleeblatt, das Laufer-Kleeblatt: Jugend, Schönheit und Liebe!

In der Spezerei- und Delikatessenwaaren-Handlung zu diesen „drei Laufern“ sind die tausend süßen und gewürzten Sachen, die tausend Näschereien und eingesottenen Früchte alle frisch, herrlich und auserlesen! Die fünf Sinne sind die flinken, stets willigen, bereiten, gehorsamen Ladendiener; das Herz hält stets offenes Buch; alle Hoffnungen,

alle Wünsche, alle Träume, alle Luftschlösser haben unbegränzten Credit!

Die „Jugend“ bietet Euch den besten Champagne mousseux der Kräfte, den feurigen Ungarwein der Begeisterung, die üppigen, vollen Knackmandeln und Granatfrüchte der That, den Aalfisch der Geschmeidigkeit, das feine Tafelöl zur Versüßung aller sauern Lebens-Salate, die frischen Austern von der strotzenden Gefühlsbank in dem tiefen Meere unseres Herzens, die Pistazien und Pignolli aller Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft u. s. w., u. s. w.

Die „Schönheit“ bietet uns ihren weißen Kandis-Zucker der Lilienhaut, die Rosen-Bonbons auf den Wangen, die Sultanin- und Malaga-Rosinen auf den Lippen, den süßen Cypro in den Blicken, und das Citronat und das Damenbrot und den Muscatlunel und all die pikanten Glacés und Sulze des Lebens vollauf in großen und kleinen Gaben!

Die „Liebe“ bietet uns die süßen Orangen von dem glühenden Baume des Lebens; den Zwieback, der zwei Herzen beglückt; den Most der Empfindung mit dem lieblichen Wermuth einer steten Besorgung gemischt; den Ausbruch der Zärtlichkeit und die Essenz aller Seligkeit!

O, Ihr Alle, die Ihr gerne einkauft und Euern Bedarf holt bei den „drei Laufern“: Jugend, Schönheit und Liebe, kauft rasch, kauft schnell, denn der Laden ist nur kurze Zeit offen, und gar zu bald wird er gesperrt, und das Schild wird eingezogen und herabgenommen!

Kauft rasch, kauft schnell, aber kauft und genießt besonnen, und mit Auswahl, und mit Mäßigung!

Diese „drei Laufer", meine lieben Leser, hält der ewige, gütige, große Hausherr des Himmels und der Erde allen Menschen ohne Unterschied! Diese „drei Laufer" tanzen nicht nur vor dem golgeschirrten Prachtgespann des Bevorzugten einher, sondern sie hüpfen eben so fröhlich, eben so lustig vor dem Einspänner, als vor dem Lastwagen und vor dem Karren!

Die „Jugend" tanzt glühender, rascher, gliedergelenker vor dem armen Fußgänger einher, als vor dem auf elastischen Federn sich schaukelnden Glückbegabten; die fromme Schwalbe „Schönheit" baut ihr liebliches Nest eben so an der einsamen Hütte der Armuth, wie an den Stukkaturen und Gesimsen hoher Paläste, und die „Liebe", dieser Nimmersatt des Lebens, wohnt, wie der wirkliche Nimmersatt, in den niederstehenden Schilf und Rohr des Daseins eben so, wie in den hohen Prachtgärten, Wäldern und luxuriösen Treibhäusern!

Kauft rasch, kauft schnell, das Schild wird bald eingezogen!

Die „Jugend" läuft! Sie läuft, und wenn sie noch im schnellen Laufe wie Atalanta die goldenen Genußäpfel alle auflesen will, welche das Leben ihr verführerisch in den Weg wirft, versäumt sie Zeit und Ziel! Darum kauft rasch, was sie bereitet. Aber seid nicht grämlich, wenn Ihr sie seht, leichtgeschürzt, fröhlich muthwillig; mißgönnt ihr die flatternden Freuden nicht; blickt nicht scheel zu ihrem bebänderten Tanz; greift nicht finster, störrig, mißgünstig in den Lauf der unsorglichen, lebensfrohen Jugend; denn

die „Jugend“ ist das Morgenroth des Lebens, laßt ihr den kurzen Schimmer, und die momentanen Strahlen, und das flatternde Lichtgewand, und die glänzenden Glasperlen und die flimmernden Lichttropfen-Juwelen, denn sie verschwindet bald und macht dem heißen Tage, der drückenden Schwüle, den brennenden Stunden Platz! Ihr alle, denen die „Jugend“ schon entlaufen ist, seid nicht grämlich beim Anblick der fröhlichen Jugend! Krittelt nicht und nestelt nicht und häkelt nicht und tappt nicht lieblos und grämlich an und zu, wenn die Jugend ihren Feentanz und ihren Zauberkreis und ihr buntes Farbentheater vor Euch aufschlägt! —

Die „Schönheit“ läuft! Sie läuft, und im schnellen Laufe fällt ihr eine Zitter- und Flitter-Nadel nach der andern aus den aufgelösten Locken; jede Minute zerdrückt eine Perle aus der Perlenschnur ihrer Reize; jede Secunde zieht ein Blatt aus der gefüllten Zimmtrose ihrer Wangen; jede Stunde setzt einen Makel an die Blüte ihres Lebens, und bis die Schönheit am Ziele ist, hat oft die grausame Pfänderin Zeit ihr all ihr Bischen Schmuck und all ihr reiches Natur-Mitgift ab- und ausgezogen und gepfändet!

Darum, ja eben darum, weil die Schönheit ist wie die Rose am Morgen, weil sie ist wie eine Blume, gemalt in den Sand, weil sie ist wie eine Eisblume, gehaucht an die Scheibe, weil sie ist wie ein Laut, gewiegt in der Luft, weil sie ist wie eine Wolke, dahinziehend am Himmel, weil sie ist wie der Besuch einer Fee, weil sie ist wie die Welt eines Traumes, darum kauft schnell, kauft rasch, aber kauft

mit Mäßigung ihre Gaben! Jedoch seid nicht grämlich, seid nicht kleinmeisterlich, seid nicht grillenfängerisch, seid nicht makelsuchend und fehlerklaubend, wenn die Schönheit vor Euch aufthut ihre Himmelssendung, wenn die Schönheit vor Euch dasteht in der Glorie ihrer Sendung, das Haupt geschmückt mit des Himmels offenbarer Begünstigung!

Wenn an Eurer Wiege nicht gelächelt hat die Mutter Natur, wenn sie Euer Antlitz nicht berührt hat mit dem Kusse von Lilien und Rosen, wenn sie Euer Auge nicht gefüllt hat mit Aether und Sternenschein, wenn sie Euch gerade nicht herausgeputzt hat mit dem Hermelin und Purpur der Wangen, mit dem Königsbau der Glieder und mit den tausend Zierrathen und Zierden des Leibes, so schaut darum nicht neidvoll oder verstimmt an das auserlesene Haupt, um welches günstige Götter geflochten den Kranz der irdischen Schönheit! Freut Euch des Anblicks der Schönheit, sie ist beglückt, Ihr seid die Beseligten! Seid nicht verdrießlich beim Anblick der Schönheit; zerrt nicht und zupft nicht und reißt nicht und bohrt nicht finster und mißgönnend an der Prachtdecke der Schönheit, wenn sie der Himmel über ein irdisch Wesen geworfen! Gönnt der Schönheit ihr Bischen Selbstliebe, ihre kurze Eitelkeit, ihr Bischen Gefallsucht, ihre kleinen Künste, ihre unschuldigen Manöver; bedenkt, daß jede Stunde der Schönheit ihre Sterbestunde ist oder sein kann, und greift nicht mit bittern Bemerkungen, mit höhnischen Seitenblicken, mit morosen Worten, mit säuerlichen Moralsprüchen in die kurze Lebens- und Sterbensstunde der Schönheit, die doch, wie ein Licht, mehr da ist,

um Euer Auge zu ergötzen, als um sich zu leuchten, und die sich aufzehrt, indem sie Euch das Leben erhellt! —

Die „Liebe“ läuft! Sie läuft, und in ihrem Laufe wirft das Geschick einen Stein nach dem andern in ihren Weg, aus Blumenwegen werden Dornenfelder, Abgründe thun sich auf, und Kobolde und Wurzelmännchen lauern am Wege, und tausend Klippen hemmen ihren kurzen Lauf! Darum kauft rasch, kauft schnell! Aber seid nicht böse Geister in dem Leben der Liebe, seid nicht Störenfriede in dem Stillleben der Liebe, seid keine Bohrwürmer an der Rose der Liebe.

Denn eben darum, weil die Liebe ist wie eine Waise im Waisenhause des Lebens; weil sie ist wie ein Gruß der Geister von Jenseits an diese Welt; weil sie ist wie ein Seufzer der Unendlichkeit, hingeweht in die Aeolsharfe in unserm Herzen; weil sie ist wie die Alpenblume auf den Höhen der Empfindung, weil sie ist wie ein Kuß von unsichtbaren Lippen; weil sie ist wie eine Pilgerin durch die Wüste des Daseins; weil sie ist wie eine Rose, deren Thräne Niemand trocknet; weil sie ist wie eine einsam Sterbende, mit welcher Niemand betet, darum, darum habt Ehrfurcht vor der Erscheinung der Liebe! Greift nicht mit roher Hand in ihre Regenbogenfarben; zerschlagt nicht mit ungeschlachter Faust ihre Thauperlen, ihre Thränen, ihre Seifenblasen! Commentirt nicht mit Gassenliedern ihre stillen Seufzer, ihre schmerzzerstückten Töne! Wägt nicht auf Eurer Heuwage ihre Träume, ihre Phantasien, ihre Klagen, ihre Hoffnungen!

Und Ihr Alle, denen nie beglückte Liebe wie der Besuch eines Engels an die Herzensthür geklopft, und Ihr Alle, denen nie unglückliche Liebe wie ein großer, aber reinigender Schmerz durch das Leben gegangen; o schüttelt nicht mit plumpen Händen an dem Tempel der Liebe; horcht nicht mit entweihten oder tauben Ohren auf die Jubel- oder Klagelieder der Liebe! Kratzt nicht mit den kurzen Dachsfüßen einer stumpfen Empfindung an den Götterbau der Liebe, und mischt Eure taubstumme Seele nicht in das Duo zweier harmonischer Herzen!

---

## III.

### „Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein Müssen aufgeräumt all' dreie sein."

Erlauben Sie mir, meine lieben Mädchen, daß ich dieses Sprichwort ein Bischen auslege. Ihr Herz, Ihre Stube und Ihr Schrein sollen stets aufgeräumt sein!

Ach Gott, wie erfährt man das aber? Wer sieht den Mädchen ins Herz hinein? Kaum einmal durchs Schlüsselloch: durch die Rede! Und nun gar in den Schrein! Da guckt ein Mann gar nie hinein! Aber, beim Himmel, es ist wahr! Laßt mich einmal einem Mädchen in ihren Schrein, in ihren Schrank, in ihren Schreibtisch hineinschauen, und ich will euch auf ein Haar sagen, wie es in seinem Herzen aussieht!

Aufgeräumt! das ist ein schönes Wort! Gut aufgeräumt! Was heißt aufgeräumt? Wenn Alles im Zimmer am rechten Orte steht, wenn nichts herum steht, nichts schief hängt, nichts im Wege liegt, nichts überladen ist, nichts zu leer ist, dann ist die Stube aufgeräumt! Eben so ist es im Herzen; wenn in dem Herzen Alles am rechten Orte steht, nichts schief und nichts verschoben ist, wenn weder ein Mangel noch ein Ueberfluß an dem nöthigen Herzensgeräth da ist, dann ist das Herz aufgeräumt!

Wenn in dem Schrein die Tagskleider nicht unter den Nachtkleidern, die Galasachen nicht zwischen den Alltagsdingen liegen; wenn der Feiertagsstaat nicht unter den Schlafröcken herumfährt; wenn alle Bänder, Ketten, Schleier ihren bestimmten Platz haben und nicht verwirrt durcheinander geworfen sind; wenn man auch im Finstern Alles finden kann, weil man weiß, was in jedem Winkelchen wohl geordnet liegt; wenn man alle Abend hübsch wieder nachsieht, ob Alles in Ordnung ist, damit man Morgens beim Erwachen wieder Alles in Ordnung finde, dann ist der Schrein aufgeräumt!

Wenn in dem Mädchenherzen die fleißigen Tagesgedanken nicht schon unter den Abenderholungsgedanken herumfahren; wenn die edlen, feierlichen Gefühle der Weiblichkeit nicht unter die Alltags-Empfindungen des frivolen Augenblicks gemischt sind; wenn jedes Band seinen gehörigen Ort ausfüllt, das Band der Häuslichkeit, der Liebe, der Freundschaft, der Zärtlichkeit, und keine Verwirrung unter ihnen selbst ist; wenn alle güldnen Ketten des Familienlebens, der züchtigen Jungfräulichkeit, der stillen Bescheidenheit in freundlicher Ordnung, blank und lachend liegen; wenn in jedem Herzenswinkel das liegt, was da liegen soll, von allen den spielenden Pflichten und tausenderlei sinnigen, kostbaren Zierden der Jungfräulichkeit; wenn so ein Mädchenherz auch in den dunkeln Fällen des Lebens, aus Instinkt, aus natürlicher Sittsamkeit und Tugend Alles zu finden weiß, was einem Mädchenherzen noth thut, dann ist das Mädchenherz aufgeräumt!

Ein Mädchen, wenn es Morgens die Augen aufmacht; eine Stube, wenn sie Morgens die Fenster aufmacht; ein Schrein, wenn Morgens seine Thüre aufgemacht wird, müssen sogleich auf- und zusammengeräumt sein und werden, sonst sind Mädchen, Stube und Schrein nicht sonderlich liebenswürdig!

Ein Mädchen muß sein wie eine Rose, die gleich beim ersten Erwachen ihr einfaches Kleid für den ganzen lieben Tag anzieht, und nicht wie ein Sumpf-Salamander, der sich bis Mittag in der alten Haut schlammig wälzt, und sich erst gegen Mittag häutet. Ein Mädchen soll sein wie eine Frühlerche, sie muß gleich Morgens singend und heiter sich zum Himmel erheben, im Morgengebet, und dann immer trillernd und heiter sich niedersenken in die grünen Aehren der vollen Tagessaat.

Ein Mädchen soll sein wie das muntere Vöglein, beim Erwachen soll sie mit den lustigen, unschuldigen Aeuglein erst heiter in die Höhe schauen, im Wasser sich waschen, und das Haupt schlichten wie das kluge Vöglein, und dann munter in seinem Häuschen von einer Pflichtsprosse auf die andere hüpfen, und stets freundlich und munter schauen!

Glauben Sie mir, meine holden Mädchen, je öfter ein Mädchen sich anzieht, desto seltener zieht es Andere an. Ein einziger niedergetretener Schuh, mit dem ein junges Weibchen den halben Tag herumgeht, hat bei dem jungen Mann die ganze Liebe niedergetreten! Die nachlässige Broschüre, in welcher die Mädchen oft einen halben Tag lang erscheinen, verlöscht den Eindruck ganz,

den ihr Prachteinband des Nachmittags und des Abends machen kann!

Der feurigste Liebhaber, wenn er ungefähr Vormittag in die Stube seiner Geliebten tritt, und der Staub liegt auf dem Kasten, und das Nachtkleid hängt über dem Armsessel, und die Kämme liegen auf dem Lesetisch, und die Handschuhe von gestern Abend liegen halb umgekehrt am Boden, und vom Schranke stehen die Fächer halb offen, als ob sie im Schlafe gähnten, und von gar nichts ist der Staub abgekehrt, als vom — Spiegel, wahrhaftig, er denkt sich: so wie in ihrer Stube mag es in ihrem Herzen aussehen; vielleicht liegt da auch der Staub auf allen Gefühlen, nur auf dem Spiegel der Selbstbeschauung nicht; vielleicht ist auch da nichts recht verschlossen, und nichts zeitig genug bewahrt, verwahrt und gut aufgehoben, denn, wahrlich, Mädchenherz, Mädchenstube und Mädchenschrein stehen im magnetischen Rapport mit einander!

Ein Mädchen soll aber Niemanden in ihr Herz, in ihre Stube und in ihren Schrein zu zeitlich schauen lassen, noch weniger soll sie Jemanden in ihr Herz und ihre Stube eintreten lassen, bevor sie beide gut aufgeräumt hat und sie weiß, daß sie den Gast mit Anstand empfangen kann; am allerwenigsten aber soll ein Mädchen in ihrem Herzen und in ihrer Stube zu Jemandem sagen: „Nehmen Sie Platz!“ ohne zu wissen, welchen Platz er in der moralischen Welt einnimmt, ob er würdig sein dürfte, Platz-Commandant zu werden. In einem Mädchenherzen und in einer Mädchenstube soll aber auch nur

Platz sein für Zweie, und es soll Niemand hineintreten, als der, welcher den Schlüssel zu beiden empfing aus der Hand der geheiligten Liebe!

Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube sollen nicht auf die Straßenseite gehen; denn das Herz und die Stube haben Fenster, und Fenster, die auf die Straße gehen, sind die Augengläser des Bösen! Ein Mädchenherz und eine Mädchenstube müssen den ganzen lieben Tag Vorhänge an den Fenstern haben, die nur dann und wann zurückgezogen werden, um den reinen Strahl der Sonne herein zu lassen, aber nicht, um die Mücken anzulocken, die auf den Sonnenstäubchen tanzen!

Ein Mädchenherz und ein Mädchenschrein müssen stets gleich verschlossen sein, stets gleich in allen nöthigen Fächern wohlversehen, stets gleich rein und blank! Ja, ja, es ist wahr:

Mädchenherz, Mädchenstub' und Mädchenschrein
Müssen aufgeräumt all' dreie sein!"

---

## IV.

### „Da müßt' es gar viel Kleister geben, Wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

»La calomnie en veut toujours aux gens d'esprit.«
Boileau.

Die Verleumdung und der Blitz suchen sich am liebsten die Höhen aus, meine freundlichen Leserinnen; wo etwas recht hoch steht, da schlägt der Verleumdungs-Blitz drein, und noch obendrein oft blitz-dumm!

Meine freundlichen Leserinnen, was ist gegen Verleumdung zu thun? Nichts! Gegen Verleumdung und rasende Thiere gibt es nur ein Mittel: man legt sich still, wie maustodt, auf die Erde, hält den Athem an und läßt sie über sich weglaufen. Denn die Verleumdung bekämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Früher, meine lieben Leserinnen, hat das weibliche Geschlecht ein ausschließliches Privilegium gehabt, — nicht zu verleumden — aber — zu medisiren; da ging es noch an. Die Frauenzimmer sind immer gnädig und milde; wenn sie so einen guten Namen zur Richtstätte führen, so machen sie doch wenigstens ein mitleidiges Gesicht dazu! — Während sie so einer ehrlichen, abwesenden

Seele die Gurgel abschneiden, verdrehen sie die süßen Aeuglein und sagen: „Gott sei ihr gnädig."

Allein jetzt, wo die verkehrte Welt ist, seitdem die Frauen reiten und schreiben, seitdem sie die Federn vom Kopf in die Hand überpflanzten, und anstatt der Zügel des Hauses den des Pferdes ergreifen, seitdem sind die Männer Frauen geworden: sie schminken sich, sie schnüren sich, sie verleumden!!!

Bei den Frauen ist das Verleumden eine Erholung, eine Uebung. Man kommt zusammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen musicirt, dann ein halbes Stündchen gespielt, dann ein halbes Stündchen verleumdet u. s. w. Bei unsern jetzigen Männern ist das Verleumden ein Geschäft, ein Amt, eine Anstellung!

Was, meine holden Leserinnen, ist zu thun? Wollen Sie sich wehren? Widerlegen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, um aller Leute Maul zu verkleben!"

Wo wird verleumdet? Ueberall! Wann wird verleumdet? In Einem fort! Wer wird verleumdet? Jeder Mann, jede Frau, jedes Mädchen, Jeder, der etwas ist, Jeder, der etwas hat! Warum wird verleumdet? Aus Müßiggang, aus Rohheit, aus Mangel an geistiger und Herzens-Bildung.

Kommen Sie mit, freundliche Leserinnen, ein wenig durch die Höhlen der Verleumdung und durch die Gemächer des sogenannten Leutausrichtens, aber halten Sie sich

still, machen Sie nicht den leisesten Versuch, Jemand oder Etwas zu widerlegen, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Da sind wir in einem Kaffee-Zimmer. Ein Paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutschen Zungen, mit Tartschen-Zungen, ein Paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauses, die den Zipfel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinflattern lassen wie ein Nothsignal von einer Festung, die sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben will, ein Paar Freundinnen, ein Paar schöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an sich zieht, weil sie Dieser und Jener gerne sieht, und man Diesen und Jenen gern bei sich sehen möchte — —; und ein Paar Glacé-Männer, Ball-Männer, echte Jaquemar'sche Männer, geschmeidig, dehnbar, zäh und — am Ende stets ledern. Nun geht's los, die Frauen reden erst von allen Leuten Gutes, nichts als Gutes! Allein dann kommt das: — „Aber!“ —

So ein „Aber“ schlägt „zehntausend Tybalts todt!“ Es ist ein kleines Wort, dies „Aber“, aber die Frauen kehren darauf um wie ein geschickter Kutscher auf einer Suppenschüssel! Aber ist der gesellige Schnappgalgen, darauf zappelt sich die ehrlichste Reputation zu Tode! Aber ist der Wendepunkt des Krebses, von diesem „Aber“ an geht alles Gute, was man von Einem gesagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheeren, die den lieben guten Namen zerschneiden und zerzwicken!

Auf einem „Aber“ schlagen die längsten Weiberzungen einen Kreisel! Weh dem ehrlichen Menschen, über den ein gewisses Weiber-Aber hinfährt, er ist gerädert auf sein Lebelang! — Aber dieses „Aber“ ist Honig und Milch gegen die „Wenns“ der Männer!

Bei gewissen Frauen ist das „Aber“ romantisch, sie reden Schlechtes von den unschuldigsten Menschen, aber sie hüllen es ins Fabelhafte, sie stellen sich, als wenn sie nicht dran glaubten, sie umgeben es mit einem: „ich kann's gar nicht glauben,“ — „so will die böse Welt sagen,“ — „es ist gewiß übertrieben,“ u. s. w. Kurz, gewisse Frauen verleumden romantisch, es ist ein Nibelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es historisch, sie verleumden geschichtlich! gründlich! klassisch! Sie haben Alles selbst erforscht, ergründet, sie geben die Quellen an, sie haben darüber nachgedacht, sie verleumden wie die Tacitusse. Kurz, aber bündig! Wenn der gute Name bei jener Romantik blos mit einigen blauen, lyrischen Flecken davon kam, so macht ihm diese gediegene Klassicität den Garaus! Wollen Sie gegen diese Romantiker, gegen diese Klassiker ankämpfen? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns in einen „kleinen freundschaftlichen Zirkel“.

In den freundschaftlichen Zirkeln, da wird das doch gar zu rund! Da ist das freundliche se laisser aller, man läßt sich so gehen, daß man die Welt nicht gehen läßt!

Da wird die Verleumdung in Negligé betreten! Da geht die Medisance mit klappernden Pantoffeln herum! Da wird im engen Rathe guter Ruf hingerichtet. Intime Hausfreunde, Gouvernanten, Haushälterinnen, Klavier-Lehrer u. s. w. „Es ist ein kleines Stiergefecht, wo das Thier blos wird gehetzt!“ Da überläßt man sich seiner Phantasie! Man richtet Schuldige und Unschuldige hin, man köpft, man rädert, man erdrosselt, man verurtheilt gute Namen; unter Freunden nimmt man's nicht so genau! Was wollen Sie zu den freundschaftlichen Zirkeln sagen? Wollen Sie dagegen freundschaftlich protestiren? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!“

Drängen wir uns jetzt wieder ein Bischen in ein „Verleumdungs-Picknick“, das ist ein wohlfeiles, unschuldiges Vergnügen. Es kommt Einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verleumdung mit; und dann verzehrt man Alles durcheinander! Es ist ein liebenswürdiger Spaß! Der Eine bringt einen heißabgekochten Ehemann, gespickt mit erfundenen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebschaften; der Andere bringt eine hübsche junge Frau, recht in der Brühe von Verleumdung, mit allen Pfefferkörnern der schändlichsten Anschuldigungen; wieder ein Anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delicat gebraten am Spieße der Verdächtigung, mürb gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr zu schönes Haupt sammelte; der Vierte bringt ein pikantes Scandal von einem seiner Busenfreunde,

mit dampfenden Trüffeln aus seiner eigenen Küche; der Fünfte bringt einen fricassirten Dichter berühmten Namens, in den albernsten Broccoli eingemacht, mit sieben Bräuten belegt, und mit dem Obersaum alles edlen Geifers abgequirlt; der Sechste bringt einen italienischen Salat, von tausend kleinen Tritschtratschereien, Reputations-Aalen und guten Namens-Häringen, kleingeschnitten, mit Anekdoten- und Scandal-Oliven versehen; und dann setzt man sich herum und haut ungenirt ein; es geht nichts über die kleinen, harmlosen Vergnügungen des Lebens! Was wollen Sie dagegen thun? „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

Sie werden fragen, meine holden Leserinnen, woher jetzt das Verleumden der jungen Männer so überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwidern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unserer männlichen Tugend an geistiger und moralischer Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen, sonst eine Conversation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche sie gerathen, wenn sie in einer gebildeten, geistigreichen Gesellschaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geselligkeit treten sollen, aus der bemitleidenswerthen Aengstlichkeit, die sie befällt, wenn sie ein sittsames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur fünf Minuten unterhalten sollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon und von ihrem eigenen Reitpferd zu sprechen; aus der totalen Unmöglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geistigen

Kern der Conversation, für die edlern Bestandtheile des Gesprächs, für einen heitern und inhaltsvollen Ideenaustausch im geselligen Kreise, sich auch nur eine Viertelstunde lang interessant erhalten zu können. Aus dieser innern geistigen Hohlheit und aus dieser moralischen Wässerigkeit ihres Ichs entspringt das instinktmäßige Bedürfniß, sich doch auf irgend eine Weise geltend zu machen, auf irgend eine Weise mit beizutragen zur Gesellschaft, und da sie aus eigenem Geist- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, so spießen sie gute Namen auf die Conversations-Nadel, um sie entweder zum Spaße der Gesellschaft zappeln zu lassen, oder um sich einen Werth geben zu wollen. Was soll man dagegen thun? Man schweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt' man aller Leute Maul verkleben!"

## V.

**„Ost oder West, Ball oder Fest,
Daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!"**

Salomon der Weise sagt: „Die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit." — Was die Ehre betrifft, meine holden Leserinnen, so ist jedes Mädchen eine Königstochter, jedes Mädchen hat von der Natur den Hermelin der Unschuld erhalten, und die Krone der weiblichen Tugend macht jedes Mädchenhaupt zum fürstlichen, und jeden weiblichen Augapfel zum Reichsapfel, und selbst die eiserne Krone des ärmsten Mädchenhauptes zum goldenen Diadem-Reif!

Also: „Die Ehre der Königstochter besteht in ihrer Häuslichkeit!"

Das heimatliche Haus ist das geheime Cabinet der Mädchen; das Haus ist der schützende Glassturz über die zarte Blume der Mädchen; das Haus ist die Jelängerjelieber-Laube der Mädchenhaftigkeit; das Haus ist der Groß-Siegelbewahrer aller Mädchenwürde; das Haus ist die keusche Muschel, welche die reine Perle der Mädchenhaftigkeit so lange verschließt, bis der Taucher in den stillen Ocean der Ehe sie herausholt; das Haus ist das grüne Gemach, in welchem die unentweihte Knospe der Jungfräulichkeit heilig schummert; das

Haus ist die Stiftshütte aller weiblichen Tugenden; darum, meine holden Leserinnen, „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!"

Wir Männer sagen: Mädchen und Lerchen müssen aus dem heimischen Neste genommen werden, wenn sie in unserm Hause nach und nach heimisch und lieb und angenehm sein sollen, und nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest!"

Wir Männer sagen: Mädchen und edles Obst müssen zu Hause, beim Gärtner geholt werden, wenn wir recht Vortreffliches und Auserlesenes haben wollen, aber nicht auf dem Obst- und Wochenmarkte, nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest"! — Mädchen und Tauben sind im Schlage am schönsten; ihr Gefieder schillert am lieblichsten, wenn sie geschäftig im Schlage sich bewegen; wer einen guten Schlag von Mädchen und Tauben für sich haben will, muß sie wieder in dem Schlage suchen, und nicht unter den wilden, wandernden Tauben, nicht von „Ost und West", nicht von „Ball und Fest"!

Liebe Mädchen, Ihr seid Königinnen in Eurem Hause, und Ihr werdet Sklavinnen außer Eurem Hause, in „Ost und West", bei „Ball und Fest"! Ihr habt ein schönes Land zu regieren: Euch selbst! Ihr habt zwei Kammern, zwei Herzenskammern; o, regiert Euch so, daß die Stimmen in dem Hause der gemeinen Leidenschaften nicht die Stimmen in der Kammer

der edlen überstimmen Ihr habt fünf Minister: die fünf Sinne, laßt sie nicht die Herrschaft über Euch gewinnen; Ihr habt viel Verwaltungs-Zweige: viel Pflichten, steht ihnen so vor, daß die Bilance stets richtig bleibt; erhaltet den Frieden in Eurem Reiche, bekümmert Euch wenig um die auswärtigen Angelegenheiten, und wenig darum, was die Weltgeschichte von Euch sagt, denn: „Von Mädchen und von Staaten waren stets das die besten und glücklichsten, von denen nichts die Blätter der Geschichte füllt!“ Mädchen sind am anbetenswerthesten, wenn man nichts von ihnen weiß, nichts in „Ost und West“, nichts bei „Ball und Fest“!

Kommt Ihr aber nach „Ost und West“, zu „Ball und Fest“, meine holden Mädchen, dann seid Ihr Sklavinnen; Ihr werdet taxirt und geschätzt von den geselligen Menschenhändlern; Euer guter Ruf, Euer innerstes Ich wird verkauft und verhandelt von den tausend Namen- und Menschen-Mäklern, die sich auf dem öffentlichen Menschenmarkt des Lebens herumtreiben!

In „Ost und West“, bei „Ball und Fest“ wird man in Euren Herzen blättern, ohne d'rein zu lesen; man wird auf dem Klavier Eurer Empfindungen herumstürmen, ohne harmonisch darauf zu spielen; man wird Euch beurtheilen, ohne Euch zu kennen; man wird den Schimmerstaub von Eurem Seelen-Fittig abstreifen, ohne Euch die Seele be- oder gerührt zu haben; man wird Euern Leib hundertmal zum Tanz auffordern, und Euern Geist stets sitzen lassen; man wird an Euer

erwärmtes Herz anklopfen, und bei der Nachbarin: erhitzte Phantasie eintreten; man wird Eurer Eitelkeit den Huldigungs-Eid leisten, während dem man geschäftig sein wird, Euch eine Perle nach der andern aus der Krone Eurer Weiblichkeit zu ziehen, um sie zu zermürben; so wird es Euch gehen in „Ost und West", bei „Ball und Fest"!

„Daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!" Ja, zu Hause, da ist die Arche in der Sündfluth unsers geselligen Lebens, dahin kehret die Taube und das Mädchen immer wieder zurück, weil sie sonst keinen Boden findet, den reinen Fuß darauf zu setzen; das Haus ist der wahre Isisschleier über das Bild der Jungfräulichkeit; im Hause gilt das Mädchen das, was es ist, in „Ost und West", bei „Ball und Fest" gilt es das, was es scheint, und da lernt es scheinen, was es nicht ist! Zu Hause gilt das Mädchen nach seinem inneren Werth; in Ost und West", bei „Ball und Fest" gilt es nach seinem Gepräge; in „Ost und West", bei „Ball und Fest" geht das Gepräge aber bald verloren, es wird verwischt, und das Mädchen gilt dann gar nichts mehr in „Ost und West", bei „Ball und Fest", und hat auch schon für das Haus an innerm Inhalt verloren!

„Daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!" Ins Nest regnet es keine Zweideutigkeiten, wie in „Ost und West" und bei „Ball und Fest"; ins Nest schlägt der Hagel und der Janhagel der Verleumdung nicht hinein, wie in „Ost und West" und wie bei „Ball und

Fest"; im Nest hängen sich die Raupen und Kletten nicht an, wie in „Ost und West", wie bei „Ball und Fest"; im Nest frißt nicht das ätzende Gift schlechter Gesellschaft an dem edlen Stoffe selbst an, wie in „Ost und West", wie bei „Ball und Fest"!

Liebe Mädchen, meidet schlechte Gesellschaft in „Ost und West", bei „Ball und Fest"! Der reinste Engel fiel in Gesellschaft der Teufel! Die Nähe von schlechter Gesellschaft ist nicht nur contagiös, nicht nur miasmatisch ansteckend, sondern sympathetisch; ein Engel, der durchs Feuer geht, versengt sich den Fittig! die reinste Rose, die in Dornen fällt, ritzt ihr Blatt, und der reine Tropfen in ihrer Brust wird erschüttert; ganz unversehrt bringt kein Mädchen seine hohe Gemüths-Einfalt zurück aus der Gemeinschaft mit dem Gemeinen; je zarter der Stoff des weiblichen Wesens ist, desto eher nimmt er Flecken an bei der Berührung des Bösen; der Ruf eines Mädchens aber ist aus Seidenstoff, in undelicater Gesellschaft bekommt er gleich Flecken, und bringt man es auch dahin, daß der Fleck verschwindet, der Stoff hat da doch seinen angestammten Glanz auf immer verloren! Darum, liebe Mädchen, ist's und bleibt's wahr: „Ost oder West, Ball oder Fest, daheim in dem Nest ist's Mädchen am best'!"

VI.

## Nach Regen folgt Sonnenschein.

In diesem einzigen Sprüchlein, meine freundlichen Leser, liegt eine große Wahrheit, eine große Weisheit, eine große Freude und ein tiefer Schmerz!

Ach ja! Nach Regen folgt Sonnenschein, allein oftmals regnet es den ganzen lieben Lebenstag, wir sehen aus unsern Augenfenstern hinaus in die dunkle, wolkenverhängte Welt, wir warten den kühlen Morgen des Lebens und hoffen, Mittags wird die Sonne scheinen; der Mittag kommt, es regnet! Da hoffen wir, Nachmittag wird die Sonne scheinen; es kommt der heiße Nachmittag, es regnet! Wir vertrösten uns auf einen heitern Abend, voll milden Sonnenscheins; es kommt der Abend, es regnet! Wir hoffen noch immer, der Regen muß aufhören! Er hört auch auf, allein indessen ist es spät Abends geworden, Nacht! Aus dem Sonnenschein wird mattes Mondlicht, das zu kühl ist, um unsere Hoffnungen zu zeitigen, unsere Wünsche zu röthen, unsere Thränen zu trocknen, das aber gerade hell genug ist, um über di· durch den Regen abgestreiften Blumen und Blüten ein trauriges Gruftlicht zu werfen.

Nach Regen folgt Sonnenschein! Wieder eine Anweisung der Gegenwart auf die Zukunft, die von dieser

selten acceptirt wird! Ist denn unser ganzes Dasein etwas Anderes, als eine fortlaufende Reihe prolongirter Wechsel, die stets fällig sind und nie bezahlt werden? Die Kinderjahre stellen den Wechsel auf die Jugendjahre aus, die Jugendjahre auf die vollen Kraftjahre, die Kraftjahre auf die Altersjahre, und wenn wir endlich noch im hohen Alter diesen Wechsel an das Schicksal zum Einkassiren bringen, so girirt ihn das Schicksal auf — jener Seite!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Mit diesem goldnen Kügelchen plombiren wir den hohlen Zahn unseres Lebens! Der Mensch thut siebzig Jahre nichts, als bei der Zukunft Schulden machen, um die Gegenwart zu bezahlen; immerfort macht er Loch auf, Loch zu, schlägt die Zinsen zum Kapital, bezahlt Zins von Zinsen, bekommt von der Zukunft statt baares Geld wieder Hoffnungswechsel, Erwartungsscheine, Vertröstungswaare, und so fort, bis sein Grabstein sein Fallitenstein wird!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Der Regen aber hat unsern Acker überschwemmt, unsere Saaten vernichtet, unsere Herden ersäuft; der Mensch hat im Regen seine Jugendjahre, seine heißesten Wünsche, seine Freude, seine Liebe, sein Alles begraben, dann kommt der Sonnenschein und beleuchtet den Friedhof seines Glückes!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist eine Eintrittskarte zum Glücksconcert, welche erst am Ende giltig ist! Das ist der Schlüssel zu einem Schatze, der erst aufschließt, wenn wir den Schatz nicht mehr heben können! Das ist ein stetes Tischdecken und ein ewiges Fasten!

Das ist ein „schöner guter Morgen“ für die späte Nacht!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Das ist das „Ringsuchen“ im Pfänderspiel des Lebens; der Ring wandert von Einem zum Andern; bis wir an Den kommen, der ihn hat, ist er schon wieder weiter gewandert! Das Leben geht mit uns um, wie mit Pfänderspielern, wie mit Kindern! Das Leben zeigt uns Menschenkindern alle seine Schätze, seine reellen Güter und seine Spielereien, und wenn wir darnach haschen, so sagt das Leben: Später, mein Kind! morgen, übermorgen! Es gehört Alles dir, aber ich werde es dir aufheben! Das Leben zieht uns auf seinen Schooß wie ein Kind, wir müssen buchstabiren lernen, und zusammen lesen im ABC-Büchlein des Daseins alle moralischen Sprüchlein und alle Abmagerungssentenzen. Die Schläge und die Püffe bekommen wir sogleich auf die Hand, die versprochenen Bonbons und die lebzelternen Reiter und die güldnen Lämmlein aber nur in der Perspective, Alles nur nachher!

Nachher, wenn die Lection vorüber ist, und immer stets eine neue beginnt, mit eben denselben baaren und prompten Bestrafungen, mit eben denselben hinausgeschobenen, auf die lange Bank gezogenen Belohnungen!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Während es aber geregnet hat, ist durch das Regenwasser das Tuch unseres Lebens um die Hälfte eingegangen, und dann kommt der Sonnenschein, und wir sehen, daß unser Leben

kein Kleid mehr gibt, weder für den Sommer, noch für den Winter!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Man frage aber einmal alle unsere Parapluiemacher, um wie viel mehr Regenschirme gebraucht werden, als Sonnenschirme! Man frage die Naturforscher, ob es in der Welt mehr Regenwürmer oder mehr Sonnenblumen gibt.

Nach Regen folgt Sonnenschein! Aber wieviel Abwechslungen und liebenswürdige Variationen hat nicht das Leben in seinem Regen, und wie einförmig ist sein Sonnenschein! Das Leben hat Land-, Staub-, Strich- und Platzregen! Das Leben hat Nebel- und Gewitterregen! Das Leben hat Blut-, Frosch-, Feuer-, Hagel- und Schwefelregen! aber das Leben hat nur einen Sonnenschein; ist er matt, so trocknet er den Regen nicht auf, und ist er stark, so dürfen wir und können wir ihm nicht einmal recht ins Auge schauen!

Und dennoch, und dennoch liegt eine große Tröstung, eine heilige Beschwichtigung in dem Ausdrucke: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Nach Regen folgt Sonnenschein! Sehen Sie, meine freundlichen Leser, es ist März, der Himmel hat seine Regenflagge eingezogen; die Berge schlagen ihre Regenkappe zurück; die Ströme schnüren ihr Eismieder auf, daß ihr Busen frei dem küssenden Sonnenstrahl entgegenwalle; die kleinen, weißen, zerstreuten Vorfrühlingswölkchen hüpfen schon wie junge Lämmer durch die blaue Himmelswiese;

und auf den höchsten Höhen der Berge wandeln schon leichte Frühlingsgeister und rufen in die Thäler herab: Nach Regen folgt Sonnenschein!

Der Mensch fängt schon an, die Fenster aufzumachen, dann die Thüren, dann die Herzen, um den Sonnenschein einziehen zu lassen; den Sonnenschein, diesen Seneschall des Frühlings; und die Menschen schlüpfen aus den Häusern und die Gefühle aus dem Busen; und wir gehen dem Sonnenschein entgegen und erzählen ihm und klagen ihm so viel von dem vergangenen Winter, von den eingescharrten Hoffnungen und erstarrten Blüten und frosttodten Liebesblumen, und der Sonnenschein lächelt uns an, und zeigt mit dem Strahlenfinger auf die abgelaubten Sträuche, Gebüsche und Bäume, die alle am Wege stehen und warten, bis der Frühling einzieht, und die alle bald dastehen werden mit den wiedergefundenen Blättern und wiedererrungenen Blüten, und die alle dem einziehenden Herrn entgegenrufen werden: Nach Regen folgt Sonnenschein!

## VII.

## Die Kunst des Schmollens.

Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!

Die Engländer sind nie glücklicher, als wenn sie unglücklich sind; die Irländer sind nie friedlicher, als wenn sie Krieg haben; die Russen sind zu Hause, wenn sie sich auf Reisen befinden; die Deutschen sind nie durstiger, als wenn sie trinken; die Franzosen sind nie unwissender, als wenn sie Alles gelernt haben, und die Frauenzimmer — diese ganz eigene Nation, haben nie ausgesprochen, als da, wo man vergebens denkt, daß sie aussprechen sollen!

In der großen Waffen- und Rüstkammer der weiblichen, häuslichen Kriegs- und Zeughäuser, von den leichten Lanzen, Stoßdegen und Dolchen der Worte und Reden, bis zum schweren Geschütz der Vierundzwanzig-Thränen-Pfünder und Ohnmachten ist keine Waffe so unheilbringend, als jene Art Geschütz, welche man in den frühern Kriegen „Kammergeschütz" nannte, und welches in dem Zweikampf der Liebe oder Ehe „Schmollen" genannt wird.

Weinen und mit den niedlichen Füßchen stampfen, sind blos das Ober- und Unter-Gewehr der Frauen

Schreien, Zanken, in die Haare fahren u. s. w., das ist das kleine Belagerungs-Geschütz. Krämpfe, Ohnmachten, Migränes, das sind die Mauerbrecher, Feldschlangen und Karthaunen, aber „Schmollen", Schmollen, das ist die Aushungerung des Feindes!

Man hat Regenschirme, Lichtschirme, Sonnenschirme, Wetterableiter, Hagelableiter, Feuerversicherungs-Anstalten, aber man hat keinen Schmoll-Schirm, keinen Schmoll-Ableiter, keine Schmoll-Versicherungs-Anstalten!

Ein schmollendes Frauenzimmer ist eine immerwährende Dachtraufe, welche endlich den härtesten Geduldstein aushöhlt.

Ein jedes Frauenzimmer spricht anders, ein jedes Frauenzimmer zankt anders, ein jedes Frauenzimmer schmeichelt anders, aber alle Frauenzimmer schmollen auf gleiche Weise! Das Schmollen ist die einzige Universalsprache von den Irokesinnen bis zu den Pariserinnen, von dem Thron bis zur Hütte.

Wenn eine Frau, eine Geliebte zankt, so zankt sie blos mit dem Mann, mit dem Geliebten. Wenn eine Frau, wenn eine Geliebte aber schmollt, so schmollt sie nicht blos mit dem im Schmollen stehenden Mann oder Geliebten, sondern dieses Schmollen erstreckt sich auf alle leb- und empfindungslosen Gegenstände und Umgebungen desselben. Sie schmollen mit seinem Hund, mit seinem Reitpferd, mit seinem Pfeifenkopf, mit seinem Schreibzeug, mit seinem Schlafrock, mit seinem Lieblingsgericht, mit seinen Pantoffeln; wenn er ein Künstler ist, schmollen sie

mit seinen Gemälden, mit seinen Büsten, mit seinen Rollen, mit seinen Gedichten u. s. w.

Sie schmollen nicht nur mit ihm, sie schmollen mit seinem verstorbenen Großvater, mit seinem Jugendlehrer, mit seinem Rasirer, mit seinem Hühneraugenarzt. Der schädliche Einfluß dieses Schmollens erstreckt sich vom Zenith des Mannes: von seiner Schlafmütze, bis zu seinem Nadir: bis zu seinen Fußsocken!

Wenn die Frau gewöhnlich um neun Uhr den Kopf aus den Federn, und um zwölf Uhr die Federn aus dem Kopfe bringt, so steht sie an großen Schmolltagen wie an großen Waschtagen um sieben Uhr auf, um nur recht zeitlich schon zu schmollen.

Wenn eine Frau in die Wochen kommt, so trägt gewöhnlich das ganze weibliche Hausgesinde den Kopf um eine Spanne höher; auch wenn die Frau blitzt, das heißt, wenn sie laut zankt, so wetterleuchtet das Stubenmädchen, und die Köchin kühlt sich wie ein ferner Horizont ab; wenn aber die Frau schmollt, so bläselt und näselt auch das Stubenmädchen Alles unter der Nase und zwischen den Zähnen durch, und auch die Köchin spricht und antwortet blos in Anfangsbuchstaben und Abbreviaturen. Ja, sogar der Mops scheint im magnetischen Schmoll-Rapport mit der Frau zu stehen und knurrt halb unverständlich wie ohne Souffleur.

Zum Reden haben die Frauen doch nur sechs Sprachwerkzeuge: Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Fingerspitzen; allein zum Schmollen haben sie hundert

Sprachwerkzeuge. Sie schmollen vermittelst der Nasenspitze, indem sie sie hängen lassen, vermittelst des Ellenbogens, indem sie ihn aufstemmen, vermittelst der Füße, indem sie sie in abgetretene Schuhe stecken, vermittelst der Haare, indem sie sie nicht glatt kämmen, und vermittelst anderer unzähliger Symptome von Staub und Unordnung an und in allen Dingen!

Zanken und Schreien muß ein Ende nehmen; die stärkste Lunge wird müde und der rastloseste Mund erschöpft sich, aber zum Schmollen braucht man weder Mund noch Zunge, schmollen kann man immerfort.

Im heftigsten Streit, im wüthendsten Wortwechsel, wenn der Mann plötzlich niest, so sagt die Frau doch, gleichsam unwillkürlich: „Zur Genesung!“ Aber während die Frau schmollt, darf der Mann niesen zum Zerplatzen, die Frau schmollt und sagt nie: „Zur Genesung!“

Eine Frau, die mit ihrem Manne zankt, und wenn sie noch so laut donnert und tobt, sie läuft inzwischen doch in die Küche und sieht, daß das Kraut mit den kleinen Knackwürsten, die er so gern ist, nicht verderben, und diese Lucida-Intervalla kühlen die Atmosphäre ab. Allein eine Frau, die schmollt, vergißt die zartesten Bande der Natur, welche sie an die Küche binden, sie vernachlässigt Gerichte, die sie unter Schmerzen geboren, und wo die Frau schmollt, da raucht die Suppe, das Zugemüse brandelt und der Braten leidet an vollkommenem Mangel an Zartheit und Empfindung.

Einer Frau, die schreit, kann man in die Rede fallen, man kann sich die Ohren zuhalten; allein wie will man

einer Frau ins Schmollen fallen und sich vor ihr die Ohren zuhalten?

Eine Frau, die schreit, die kann man, wenn auch nicht überzeugen, doch überschreien; allein wie kann man eine schmollende Frau überschmollen?

Wenn die Frau schreit und lärmt, so finden wir Trost darin, daß solche Erschütterungen die Luft reinigen, und daß die Nachbarn, die diesen ewigen Lärm hören, Mitleid mit uns haben; allein wenn die Frau schmollt, so segnen die Nachbarn die liebe, stille, friedliche Frau, während der Mann unter dieser gänzlichen Windstille wie ein Schiff auf dem Meere auf einem Flecke zappelt!

Kurz, Schmollen ist der schrecklichste der Schrecken. D'rum sage ich: „Laßt sie grollen, laßt sie tollen, wie sie wollen, nur nicht schmollen!“

---

VIII.

## Kälbernes mit Champignons.

Es ist eine stille Uebereinkunft unter allen Speisezettel-Autoren: an der Spitze des „Eingemachtes" prangt das „Kälbernes mit Champignons". Es ist eine schweigend anerkannte Würdigung. Ein Ehrenplatz, dem wahren Verdienste angewiesen. Hier ist kein Rangstreit, es ist eine stabile Verehrung: den Vortritt hat das Kälberne mit Champignons!

Es ist ein edles, ein beliebtes, ein gesuchtes Essen; Kälbernes mit Champignons! Nicht das Kälberne ist die Delicatesse, aber die Champignons! Die Champignons machen die Civilisation des Kälbernen; ein Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mensch ohne Französisch ist, es wäre für die Gesellschaft verloren. Die Champignons verleihen dem Kälbernen den Reiz, die Anmuth, die Pikanterie. Kälbernes ohne Champignons wäre das, was ein Mädchen ohne Mitgift ist es würde nicht gesucht werden, und wäre es an und für sich noch so vortrefflich. Die Champignons sind die Aussteuer des Kälbernen; die Champignons sind die Toilette des Kälbernen; die Champignons sind die Flitterwochen der Kälbernes-Saison; die Champignons sind

die geistigen Reize, ohne welche kein schönes Kälbernes gefallen kann; hors des Champignons point de Kälbernes!

Man komme aber einmal in unsere Gasthöfe und Speiseäuser, man lese die Speisezettel, diese natürlichen Kinder der Orthographie, und wenn man durch diese neuen Schöpfungen von Dingen erfinderischen Kellnern in einem kühnen Trotz gegen alle Rechtschreibung entronnen, bis zu dem „Kälbernen mit Champignons" gelangt ist, da weilt das Auge mit Wohlgefallen auf diesen Zügen. — Nachdem man zuerst gelesen hat: „Hudibras mit Kameleon", oder: „Elternhand und Lümmelkind", oder: ‚Lafontaine mit Crebillon", oder: „Fieberzelt mit Chinarinde", oder: „Liebesstoff mit Kamillenthee" u. s. w., bringt man es endlich durch eine süße Ahnung heraus, indem aus unserer Jugend eine kleine Erinnerung rege wird, daß es „Kälbernes" heißt, „Kälbernes mit Champignons!"

Also! man ruft den Kellner und sagt mit dem Flehen der Sehnsucht: „Kälbernes mit Champignons!"

Worauf der Kellner sagt: „Gleich, Euer Gnaden!"

Und wenn die Jahreszeit günstig ist, keine Aequinoctialstürme eintreten, auch sonst kein Elementar-Hinderniß vorfällt, erhält man noch in demselben Jahre: „Kälbernes mit Champignons!"

Sagte ich, man bekommt Kälbernes mit Champignons? — Verzeihe, lieber Leser, ich habe gelogen, aber ich bin doch kein Betrüger, ich bin blos, wie Nathan der Weise sagt: ein betrogener Betrüger!

Man bekommt kein: „Kälbernes mit Champignons!“ Man bekommt mehrere Quadern von dem Großvater eines Centauren, der sich einbildete, ein Jüngling zu sein; einige Ziegel von der sogenannten „jeune Kalbschaft“ liegen vor uns, sie liegen in einer Brühe, in einer Sauce, in einem Bade, in einer Sole, in electrisirtem Gewitterregen, man weiß so eigentlich nicht, in welcher „Humoristik“, das heißt, in welcher Feuchtigkeit sie liegen. Man fällt nun mit stillem Entzücken her, um die Champignons zu suchen, denn man hat sich ja das Kälberne blos der Champignons halber geben lassen; man fängt an die Champignons zu suchen. Man dreht das erste Stück Kälberne um, keine Champignons! Man dreht das zweite Stück um, keine Champignons! Mit Zagen, und schwebend zwischen Angst und Hoffnung, dreht man das letzte um — keine Champignons! Hier nicht und dort nicht! Man nimmt einen Löffel und rührt die unbekannten Fluthen auf, ob der geheimnißvolle Grund vielleicht einen Champignon birgt — auch nicht! So weit die Gabel meines Tisches reicht, so weit der Löffel seine Schifffahrt sendet, keine Champignons!

„Und der Tag, der Alles findet,
Die Champignons, die find't er nicht!“

Nur am äußersten Rande des Tellers entdeckt man in der Gegend der atlantischen Sauce ein fabelhaftes Wesen, eine dünne Scheibe, wie der Schatten eines Champignons, wie der Geist einer Fischschuppe, durchsichtig, dünn, elfenartig, es gelingt uns, dieses entkörperte Ding zu fassen, es ist ganz ätherisch, und man entdeckt, daß es mit Recht zu

den Bestandtheilen eines wirklichen Champignons gezählt werden könnte! Das nennt man: „Kälbernes mit Champignons!"

Ein solcher Speiszettel, meine lieben Leser, ist das Leben! — Wie oft streben wir nach Etwas, blos um seiner Champignons wegen, und wenn wir es erlangen, so haben wir blos Kälbernes und keine Champignons!

Der Mensch soll sich auf gar nichts freuen, der Mensch soll nie etwas erwarten, der Mensch soll der Erfüllung eines Wunsches nie entgegensehen, ohne zu denken: „Kälbernes mit Champignons!"

„Kälbernes mit Champignons! voilà ma devise!'

Was ist das Leben ohne Liebesglanz? Also Lebe mit Liebe! Und wir leben! Wir leben in steter Erwartung der Liebe; wir drehen die ungenießbaren Zeitquadern des Lebens um, wir wühlen in den Wogen der Zeit, wir suchen Liebe, Menschenliebe, Nächstenliebe, Christenliebe, treue Liebe, wir suchen und suchen, wir setzen ein Stück von unserem Leben um das andere dran, wir schiffen abwärts in dem Strom der Zeit, es bleicht sich die Wange, es krümmt sich der Rücken; es wird Abend, die Inwohner des Menschen machen Nacht, die Ohren fangen an zuzuschließen, die Augen machen nach und nach die Lädchen zu, und wir haben keine Liebe gefunden! — Leben mit Liebe = „Kälbernes mit Champignons!"

Was ist Liebe ohne Gegenliebe? Also Liebe mit Gegenliebe! Und wir setzen unser Alles an einen Gegen-

stand! Wir wickeln die Geliebte ein mit den innigsten Gedanken an sie, wir umzäunen sie mit dem schönsten Regenbogen unserer Phantasie, wir hängen all unser Fühlen, all unser Denken, all unser Athmen wie eine Rosenguirlande um ihre Brust; wir opfern ihr all unser Streben und Wirken und wollen nichts als Gegenliebe — und sie liebt erst sich, dann sich, dann noch lange sich, dann wiederum anhaltend und lange sich, dann liebt sie ihre Toilette, dann einen Hut, dann eine Robe, dann einen Kanarienvogel, dann einen Ball, dann eine Soireé, dann die Huldigung von Jedermann, und wir suchen in ihrem Herzen, und wir ergründen die tiefen Wellen ihrer Empfindung, und siehe da, am äußersten Rande der nördlichen Spitze befindet sich ein kleiner Anflug von Gegenliebe, „wenn Zeit und Umstände es erlauben", das ist Liebe mit Gegenliebe = „Kälbernes mit Champignons!"

Was ist das Leben ohne Ruhm? Also Leben mit Ruhm! Und wir jagen dem Schattenbilde nach, und wir haschen nach Sonnenstäubchen, und wir fassen das Wolkengebild, und wir greifen in den Regenbogenschimmer, und am Ende ist's eine papierne Trompete, eine Seifenblasen-Glorie, eine Schaum-Krone, ein Nebel-König; nichts bleibt, blos in einem elenden Conversations-Lexikon flickt irgend ein besoldeter Schuft unsere Unsterblichkeit zusammen — das ist Leben mit Ruhm = „Kälbernes mit Champignons!"

Was ist das Leben ohne Ehre? Also Leben mit Ehre! Was ist diese Ehre, die uns Jeder rauben kann, der

keine hat? Was ist diese Ehre, die man nur aus Bücklingen nachweisen kann? Was ist diese Ehre, die ein jeder Taugenichts in mir zerstören kann? Was ist endlich diese Ehre, die ich durch den Anfall eines Betrunkenen verlieren, und die ich wie ein Taschenspieler durch einen Pistolenschuß wieder gewinnen kann? Wieviel von den Leuten haben Ehre, denen man Alles aufs Ehrenwort glauben muß? Das ist das Leben mit Ehre = „Kälbernes mit Champignons!"

Was sind Zeitschriften ohne Geist? Also Zeitschriften mit Geist! Laßt uns suchen in allen den Blättern „von Geist" — „für Geist" — „zur Bildung des Geistes" — „zur geistigen Erheiterung" u. s. w. Finden wir andern Geist, als den Geist der Kleinlichkeit, der Intrigue, der Selbstsucht? Sie haben nicht um einen Kreuzer Geist, und erscheinen doch für einige Gulden ein Paar hundertmal des Jahres — das sind Zeitschriften mit Geist = „Kälbernes mit Champignons!"

„Kälbernes mit Champignons!" Daran denke jeder Mensch bei jeder Gelegenheit, und er wird ein großer Philosoph sein, er wird nichts wünschen, nichts hoffen, nichts erwarten, auf nichts harren, auf nichts bauen, auf nichts spekuliren, er wird also auch nie getäuscht werden, denn die mächtige Devise seines Lebens hieß:

„Kälbernes mit Champignons!"

## IX.

## Reunion und Conversation in den Lokalitäten der weiblichen Herzen.

Meine lieben, freundlichen Mädchen! Die Zeit kommt heran, wo „sich die Straßenecken bekleiden neu," wo „die Bälle wieder sprießen und die Adern wilder fließen," die Zeit der Bälle, Reunions, Conversations, Walzer, Galopps u. s. w. Tausend Lokalitäten öffnen sich, Zimmer, Säle, Salons, Stuben, Tanzböden. Walzer werden aus den Componisten herauswimmeln wie Granitkerne; Titel werden sie haben wie die Verrückten in China; und unsere Zeitungen werden aussehen wie eine Himmelsleiter aus lauter Ball- und Tanz-Ankündigungen, und diese Strickleiter wird Euch, meine Theuern, einladen, geradezu auf ihr in den Himmel der irdischen Seligkeit hinaufzusteigen.

Meine liebsten, theuersten Mädchen, ich will Euch auch ganz höflich einladen zu einem Balle, zu einer Reunion, zu einer Conversation, zu einem Walzer, in einer Lokalität, die Ihr vielleicht noch gar nicht kennt, in die Ihr noch nie gesehen habt: in Eurem Herzen!

Gewiß, meine Theuersten, Ihr fürchtet Euch nicht, da hinein zu schauen, da hinein zu gehen, da drin eine Zeit lang Euch zu unterhalten. In Eurem Herzen gibt es

eine schönere Beleuchtung, als in der Redoute, eine innigere Musik, als im Concertsaale, eine auserlesenere Gesellschaft, als auf Bällen, herrlichere Erquickungen, als in den Soiréen, eine erhebendere Versammlung, als in den Reunionen, und ein traulicheres Gespräch, als in den Conversationen.

Kommt mit mir ein Bischen auf die „Unterhaltung in Eurem Herzen", Ihr lieben Mädchen, die Ihr die Unterhaltung überall sucht, wo sie Alle suchen, wo sie Jeder zu finden glaubt, Niemand wirklich findet, und am Ende Jeder noch verloren zu haben glaubt; kommt mit mir in Euer Herz und suchet, welcher Stoff da ist für Kopf und Geist, für Liebe und Seele, wie viel Abwechslung, welch ein Tumult, welch ein Gedränge von Empfindungen, welch ein Gemisch von Gefühlen!

Die Eintrittskarte in mein Herz heißt: „reines Gewissen"; mit dieser Karte könnt Ihr getrost eintreten, Ihr werdet willkommen sein und Euch gut unterhalten. — Herein! Seht Ihr den schönen, rothen Saal? Er ist beleuchtet mit dem reinen Lichte der Unschuld; das ist ein Licht, das nicht geputzt zu werden braucht; ein Licht, das nicht herunter brennt, sondern in die Höhe; ein Licht, das nicht schmilzt; ein Licht, das an der Decke keinen schwarzen Fleck absetzt! — Der Boden dieses Saales ist ausgelegt mit dem echten Teppich der Sittsamkeit, der auf beiden Seiten gleich ist; die Wände sind ausgeschlagen mit den Tapeten der einfachen Freude und Fröhlichkeit. Inmitten dieses Herz-Saales aber springt der

Springbrunnen des ungetrübten Bewußtseins; aus der lautern Tiefe quillt er empor und kehrt wieder lauter in seine eigene Tiefe zurück.

Die Musik aber dieses Herz-Salons wird dirigirt von dem Kapellmeister: Zartsinn, und er dirigirt mit dem Tactirstocke des weiblichen, angeborenen Tactes, und er mäßigt und beschleunigt die Tempos nach einer unbewußten, aber untrüglichen Eingabe, und es ertönen die Instrumente der Empfindungen, die Aeolsharfe der Religion, die ihre Saiten verknüpfend ausspannt zwischen dem Irdischen und Himmlischen und lieblich ertönt, wenn die leisen Seufzer im Gebete sich durchbrechen; dann die Harmonika der Liebe, die, mit Blumenfingern berührt, die zartesten Klänge austönt; dann die Zauberflöte der Tugend, deren sanftes Gelispel die wilden Sinnes-Thiere bändigt; dann das Forte und Piano des Mitleids; die schmerzstillende Harfe der Hoffnung, und noch manche andere liebliche Musik- und Stimmführer im weiblichen Herzen.

Wenn Ihr aber, meine freundlichen Leserinnen, glauben und fürchten solltet, es fänden sich in diesem Herzenslokale keine Männergesellschaften, keine Courmacher, keine Tänzer für Euch, so muß ich Euch, meine anmuthigen Leserinnen, beruhigen. Es finden sich da Gesellschaften, edler, sinniger und Euch angemessener, als in den meisten Sälen. Da im Herzenssaale gesellt sich zu Euch „der Glaube“, ein ernster, sinniger, tiefer Gesellschafter, der Euch nicht blos zu einer Tour ausbittet und Euch dann verläßt; nein, ein Tänzer der festhält, bis der Ball des

Lebens zu Ende ist. Da ist auch „der Anstand“ — „der Geist“ — „der Edelmuth“ — „der feine Ton“ — „der Sinn fürs Edle“ u. s. w., lauter schätzenswerthe, vortreffliche Gesellschafter und ausdauernde Tänzer in dem Wechselball des Daseins!

Die Erquickungen und Erfrischungen aber, die in dem Lokale des recht arrangirten weiblichen Herzens angeboten werden, sind angenehm und süß für Zungen, die nicht verwöhnt, für Gaumen, die von den Leckereien der Eitelkeit und Sinnlichkeit nicht abgestumpft sind. Ein warmes, heißes Gefühl für das Schöne, ein frischer Trunk aus der Quelle des sittlich Edlen, die Mandelmilch aus dem wahren Borne des Lebens, aus dem Borne der Empfindung, und ein lauterer Zug aus dem Borne der Liebe und des Mitgefühls. Gewiß, meine lieben und sinnigen Leserinnen, wenn Ihr Euch nur ein paarmal gewöhnen würdet, diesen Ball in Eurem eigenen Herzen zu besuchen, da zu lauschen auf die eigenen Töne, welche die liebe Vorsehung in jedes reingestimmte Herz gelegt, aufzuhorchen auf die klaren, wahren Stimmen, welche Gott und die Tugend aus jedem unverdorbenen Herzen reden läßt; wenn Ihr Hand in Hand gehen wolltet mit den vollen Empfindungen, mit den einfachen, aber lautern Gedanken, mit dem bescheidenen, aber wohlthuenden Bewußtsein, welche in jedem zartgeformten Herzen auf- und abgehen, und es mit stiller Freude und mit inniger Ruhe erfüllen, dann — dann würdet Ihr weniger Euch sehnen, nach dem leeren Schellengeläute der gewöhnlichen Ball- und

Tanz-Lokale, nach einem Schellengeläute, welches die feierlichen Glockentöne eines jungfräulichen Herzens bald übertönen und unhörbar machen; — dann würdet Ihr Euch weniger drängen, zu sein wie die Schaubrote und Schaugerichte an öffentlichen Tafeln; dann würdet Ihr nicht sein die natürlichen Nachfolger jeder öffentlichen Ballankündigung, nicht die Willenvollstrecker jeder Einladung zu Tanz und Ball, wo man Euch hinsetzt als Leimruthen, als Lockpfeifen, als Dekorationsstücke, als Wandbilder, als Orangerie-Stücke, als lebende Buffets! — dann würde es nicht das Sinnen Eurer Tage, und das Träumen Eurer Nächte sein, mit wem Ihr rechts walzen und links hopsen werdet, wer Euch zum Cotillon wie die Dominosteine ersehen wird, und von wem Ihr im Redovak wie die willenlosen Schubkarren im Saale vor- und zurück-, und hin- und hergeschoben werdet werden! —

Ja, meine Theuersten, gewöhnt Euch an das Lokale Eures Herzens; Ihr glaubt gar nicht, wie beglückt man ist, wie stillvergnügt, wenn man in seinem Herzen heimisch ist; wenn man sich so recht bequem und wohnlich und comfortable in seinem Herzen findet!

Versucht es nur recht oft, meine edlen Leserinnen, und Ihr werdet Euch recht wohl befinden.

## X.

## Frühlings-Cur der Sommersprossen, für den Herbst und Winter des Lebens.

Schon wieder eine große Akademie gegeben, schon wieder eine Praterfahrt vorüber, schon wieder das große Loos nicht gewonnen, schon wieder einige Hoffnungen in den ersten April geschickt, schon wieder Frühling und schon wieder ein Hundewetter!

Bravo! Bravissimo!

War das der Mühe werth, ein Jahr älter zu werden, sechshundert Gulden Miethe zu bezahlen, Schuh, Stiefel und Kleider zu zerreißen?

O Ledernheit, Altgebackenheit, Aschfärbigkeit, Salzlosigkeit und Rückenmarkdörrigkeit der alten Leier!

Also Frühling! Der Kalender sagt's und ich will's glauben. Bin ich besser wie eine Straßenlaterne? Die Straßenlaterne glaubt dem Kalender, daß Mondschein ist, ich glaub' ihm, daß Frühling ist, und ziehe einen Frack an; daß ich unter dem Frack zwei Hemden und ein Flanellkleid trage, das geht den Kalender nichts an, das sind meine

Privatneckereien mit dem Frühling. Der Frühling selbst hat sich auch im vorigen Jahre am ersten Mai im Augarten verkühlt, hat das Gliederreißen bekommen, und geht jetzt selbst in lauter Futterbarchent.

Also der Frühling ist entschuldigt, aber mit dem Sommer will ich furchtbar zu Gericht gehen! Er geht vor Juni nicht aus, und doch friert er, und ihm klappern die Zähne!

Und was das Schlimmste ist, das Unbegreiflichste, die Sommer nehmen ab, aber die Sommersprossen nehmen zu!

Wo kommen also die Sommersprossen ohne Sommer her? Es geht den Menschen mit den Sommersprossen wie mit den Liebesliedern, die Liebe ist dahin, die Lieder nehmen gräßlich überhand!

Aber, meine holden Leserinnen, glauben Sie ja nicht, daß die Sommersprossen im Sommer entstehen! Beileibe! Sie entstehen alle im Frühling. Sie sollten also Frühlings-Sprossen heißen, so wie eigentlich auch unsere Alters-Schwächen aus Jugend-Schwächen herstammen!

Ja, meine holden Mädchen, im Frühlinge, in Eurem und in dem Jahres-Frühling, da hütet Euch vor Sprossen und Flecken!

Eure Haut und Euern Ruf bewahrt im Frühlinge Eures Daseins. Dann werden sie im Sommer, Herbst und Winter keine Sprossen und keine Flecken haben!

Die zarte Haut der Mädchen bekommt leicht Sommersprossen und Leberflecken. Der zarte Ruf der Mädchen bekommt noch leichter Promenadesprossen und Salonflecken!

Der Ruf eines Mädchens ist wie ihre Haut, und wie sie selbst, je mehr sie ans Sonnenlicht kommen und gehen, desto mehr Sommersprossen bekommen alle drei!

Der Ruf eines Mädchens ist zart wie die zarteste Farbe, sie schießen beide ab, wenn sie viel ans Tageslicht kommen!

Die Mädchen sind wie die Kerzen, je mehr sie in die Luft kommen, desto leichter schmelzen sie, desto früher sind sie ausgebrannt. Die Mädchen sind wie die Kerzen, je öfter sie geputzt werden müssen, desto weniger sind sie nutz, und je öfter sie ausgehen, desto weniger taugen sie fürs Haus!

Die Haut und der Ruf eines Mädchens bekommen leicht Flecken, aber sie gehen schwer oder nie aus; und bringt man auch mit Mühe nach langer Zeit so einen Fleck aus, so geht es wie mit einem Flecken in Sammt: bringt man auch den Fleck weg, der Glanz dieses Punktes ist auf ewig dahin!

Wisset Ihr denn, meine theuren Mädchen, wie die Sommersprossen entstehen? Gerade wie die Sprossen und Flecken im guten Ruf!

Zuerst bilden sich in der reizbaren Haut kleine Schweißtröpfchen, in diesen Tröpfchen, die nicht zusammenfließen, werden die Sonnenstrahlen wie durch ein

convexes Glas in einen Brennpunkt vereinigt, der Brennpunkt fällt auf die Malpighische Netzhaut, und der dadurch gesäuerte Kohlenstoff bringt diese Sprossen hervor.

So ist's auch mit dem guten Ruf; wenn sich zuerst auch nur ein kleines Tröpfchen daran ansetzt, die Sonnenstrahlen aus allen Blicken und Lorgnetten der Welt vereinigen sich in diesem Brennpunkte und finden da Kohlenstoff genug zum Anschwarzen und Sauersehen, und verderben den guten Ruf auf ewig!

Gegen die Sommersprossen der Haut, meine lieben Leserinnen, gibt es viele bewährte Mittel, die alle nichts helfen, zum Beispiel Waschwasser, Molken, Seife, Rahm u. s. w., aber gegen die Sprossen und Flecken im guten Ruf eines Mädchens, gibt es kein Waschwasser und kein Reinigungspulver; nicht einmal die zu spät vergossenen Thränen waschen diese Sprossen weg, nicht einmal der Höllenstein der zu späten Reue ätzt diese Flecken auf!

Es gibt Frauenzimmer, deren Haut mit Sommersprossen übersäet, und sie sind dennoch schön, liebenswürdig, gesucht, geliebt, geschätzt; aber ein Mädchen, welches Sommersprossen im Rufe hat, ist häßlich wie die Sünde, und wär' es so schön wie ein Engel; es ist ekelhaft wie eine Spinne, und wär' es so appetitlich wie ein Blumenstrauß; es wird von ehrliebenden Männern geflohen, und wenn sie es auch liebten wie ihr Selbst!

Gegen die Sommersprossen in der Haut hat man F ä c h e r, H u t und S o n n e n s c h i r m, gegen die Sommersprossen in dem Rufe gibt es keinen Fächer und keinen

andern Schirm, als den Schirm der jungfräulichen Sitte, und die Schirmgötter des stillen, väterlichen Hauses.

Wehe dem Manne, wehe dem Jüngling, der sein Herz an ein Mädchen hängt, das nicht Acht gibt, daß ihr Ruf keine Sommersprossen bekomme, denn sie bekommt die Sommersprossen, und er muß sein Gesicht zu waschen geben!

Also, meine lieben Mädchen, im Frühling, da bewahrt Haut und Ruf vor Sommersprossen! Hütet Euch vor zu viel Sonnenlicht, vor zu viel Zugluft, die zu viel zieht, vor den Brennstrahlen der Lorgnetten u. s. w., u. s w.

## XI.

### „Unser Herrgott grüßt alle Augenblick, kein Mensch dankt ihm!“

Da ist eben wieder der erste, süße, heilige, milde Gruß Gottes niedergeflossen vom blauen Himmel, der erste Frühlingsstrahl stieg von den in durchsichtigen Flor gehüllten Bergen nieder zu den Menschen, und weht sie an mit dem unendlichen Gruße des ewigen Schöpfers, und kein Mensch dankt ihm!

Höchstens werden ein Paar Frühlingsdichter kommen und werden singen von dem alten „Lenz“ mit seinen „Lenztänzen“ und „Blumenkränzen“ und „Nachtigallen“, die da „schallen“ u. s. w. Heißt das Dank? Das heißt Undank!! —

— Da steht ein kleines armes Mädchen an der Brücke; es bettelt nicht, aber es hält Euch ein kleines Blümchen entgegen. Das erste Kind der verjüngten Erde duftet so lieblich, die Farbe ist so zart, und das Blümlein ist ein stiller Dolmetsch des armen Kindes, und es bittet mit seinen Farben für das Mädchen, welches auch ist eine Blume, abgerissen vom Schooße seiner Mutter und hingetragen in eine fremde grausame Welt, und in diesen ersten Blumen des Jahres grüßt wieder unser Herrgott mit seiner alten Liebe, die

immer wieder Alles auferstehen läßt, und der die verwaiste Erde wie den verwaisten Menschen immer wieder mit neuen Gaben und Blüten bedenkt und beschenkt, und er grüßt lächelnd und herzinnig und väterlich aus diesem zarten Blümlein; aber kein Mensch dankt ihm! Und die meisten gehen vorüber, und gar manche stoßen noch ganz unsanft Kind und Blümlein von sich! —

— Ihr steht auf der Bastei und schaut hinüber in den Strom, der, blau und schillernd, wie ein gewässertes Atlasband dahinflattert, und der den Saum der Stadt munter küßt und die alte Fußwaschung hält an den belebten Ufern; seht, da hat unser Herrgott wieder gegrüßt, der der Flußnymphe das Mieder von Eis ausgezogen und sanft aufgethaut hat die Frostrinde um ihren Busen, daß sie nicht überschwemme Euer Gut und Euch kein Leid zufüge, wie zuweilen in Gottes Zorn und gerechtem Grimm; habt Ihr daran gedacht und von dem Wasserhimmel unten einen dankenden Blick emporgeschickt zu dem Himmel oben? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Da flattert er hin, der kleine Schmetterling; der erste warme Liebeshauch der Sonne hat ihn aus seinem Raupenhaus herausgelockt, und er ist einer der ersten Anbeter in der verjüngten Natur, und die kurze Zeit seines Lebens flattert er um Euch, und auch in diesem Erstgebornen der jungen Sonne grüßt Euch der liebe Gott, der aus Nacht und engem Leben die Seele befreit am Tage des Lichtes, daß sie sich aufschwinge, jung, unsterblich, und die

lichtgestickten Schwingen emportrage zum Himmel; aber denkt Ihr je beim Anblicke eines Schmetterlings an die Güte und Gnade des Herrn, der aus den Erdenraupen einst hervorbrechen läßt den Auroravogel des ewigen Morgens? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Da ist Lißt, der Orlando furioso des Klaviers, und da ist Ernst, der Ossian und Fingal der Violine, sie ent- und verzücken Euch, sie verdrehen Euch Herz und Kopf, und Ihr seid durch und durch aufgelöst in Wonne und Jubel, und Ihr wißt Euren Empfindungen nicht Worte zu geben u. s. w.; aber fällt es Euch dabei ein, an denjenigen Gran maestro zu denken, der solchen Wohlklang gelegt in ein kleines Ding von Holz, der solche Laute des Weh's und der Lust gelegt hat in dünne Saiten, und der den schwachen Geist des vergänglichen Menschen hat unterrichtet in der Kunst, die schlafenden Töne zu wecken, und die in todten Instrumenten eingemauerten und begrabenen Götter zu erwecken und aufstehen zu heißen, daß sie Euch in Herz und Seele tönen und klingen und Euch erregen zu Thränen der Lust und der Wehmuth? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, und kein Mensch dankt ihm! —

— Ihr esset alle Tage Erdäpfel in anderer Gestalt, und halb Europa würde Hungers sterben, wenn diese Frucht nicht wäre, und sie ist die erste und größte Wohlthäterin der Menschheit, und Ihr schaut sie mit Gleichgiltigkeit an und wißt nicht, daß auch in dieser Frucht einer der herzlichsten Grüße Gottes liegt! Habt Ihr bedacht, mit welchem

riesengroßen Weltgedanken Gott die Brust eines sterblichen Menschen füllen mußte, mit welchem Aufwande von Geist, unsterblichen Erfindungen diese Frucht für Euch entdeckt werden mußte? Welche Opfer sie gekostet, und welche Geheimnisse der menschliche Geist erst der Natur und der Schöpfung mit Gottes Beistand entreißen mußte, ehe Ihr einen Erdapfel zu essen bekamt? Ja, ja, unser Herrgott grüßt alle Augenblick, aber kein Mensch dankt ihm! —

— Ja, ja, mein lieber Leser, Gott grüßt alle Augenblick! Der Sang der Nachtigall und die Stimme des Echo, sie sind nichts als Gottesgrüße! Sturm und Zephyr, Bachesrieseln und Wasserfallgebrause sind nichts als Gottesgrüße! Morgenröthen und Abendröthen, Blumen und Blüten sind nichts als Gottesgrüße! Jede Nacht ist Gottes Gruß und jedes Sternlein ein Trost in diesem Gottesgruß! Jeder Tag ist ein Gruß Gottes und jeder Strahl eine Beleuchtung dieses Grußes! Das ganze Leben ist ein Gruß des gütigen Schöpfers, und selbst der Tod ist ein stiller Scheidegruß Gottes mit dem Ausruf: „Auf Wiedersehen!“

## XII.

### „Ruf' nicht eher „Fisch, Fisch!“ als bis er auf dem Tisch.“

Ich weiß, mein lieber Leser, daß das Aschenbrödel: Ernst ein unwillkommener Gast ist, allein ein Bischen wollen wir uns doch einäschern und nach den Tagen des leeren Taumels, des herz- und beutelaussaugenden Carnevals ein sinnigeres Wörtchen sprechen, als immer und ewig von den Walzern von Strauß und Lanner, von den Maskeraden und Redouten, von Concerten und sinnlosen Musiken, von Taschenspielern und Automaten, von Statistinnen und von duellirenden Flöhen, von Amerika im Elysium und von der Quadrille, und von all dem leeren, schalen, hirn-, saftlosen, herz- und gemüthentledigten, läppischen und täppischen, faden, widerlichen, bis zum Ekel abgedroschenen Brimborium, und von all dem Firlefanz und Plunder unserer gewöhnlichen Tagserscheinungen, unserer Tagsnovitäten und unseres Neuigkeits- und Referirungs-Tritsch-Tratsch!!

Sage mir, mein freundlicher, besonnener Leser, wächst dir nicht aus diesem Gewäsche schon eine Brunnenkresse bei den Ohren heraus? Bist du noch nicht durch und durch windelweich durchgeschrieben und in Fasern zerflossen von dem ewig wiederkehrenden, immergleichen, sich selbst wiedergebärenden, monotonen Mahlmühlengeklapper unseres Journalismus? Sage, freundlicher Leser, ekelt es dich noch nicht

an, wenn wir tagtäglich und stundstündlich vor deine Thüre kommen mit unserm Novitätenwerkel und mit unserm Notizleierkasten und dir von Morgen bis Abend immer wieder vorleiern

„Das alte Lied, das alte Lied
Von dem versoffenen Nagelschmied!“?

Bäumen sich, mein geliebter Leser, alle deine Nerven und Muskeln noch nicht im Ekelkrampfe auf und zusammen, wenn du immer und ewig wieder das alte Schiboleth vor deinem Auge findest; wenn du uns immer dreschen siehst das tausendmal ausgedroschene Stroh; wenn du uns immer wieder gackern und gluckſen hörst über dieselben dotterlosen Windeier; wenn du uns immer wieder herumklöppeln siehst auf dem albernen Holz- und Strohinstrument; wenn wir immer dasselbe bis zum Verzweifeln abgeschmackte „und wieder ein Sträußchen“ vor dir produciren, und wenn wir immer wieder Luft säen und Wind ernten und Schatten fechsen und Seifenblasen fällen und Sardellen mit einem Aufwande von Kraft tranchiren, als wenn es lauter Haifische wären, und auf Milben reiten mit einem Peitschengeknalle, als ob es lauter Bucephale wären, und abgehülste Linsen zu Markte bringen mit einer Doktormiene, als ob wir sybillinische Blätter verkauften, und die Blähungen von einigen trommelsüchtigen Minuten mit einer Wichtigkeit ausrufen und ausschneiden, als ob wir die Riesengeburten einer zukunftschwangeren Zeit zu Wehen brächten?!

Sage, freundlicher, langmüthiger, geduldiger Leser, wann wirst du uns endlich mit Fug und Recht zur Thür

hinauswerfen, wenn wir immer wieder kommen mit den abgestumpften Hasenschwänzen und Biberohren der platten, seichten Alltäglichkeit, mit dem Schmankerlbecher der nichtigsten, lockersten und geistlosesten Zeit- und Tagsnotizen?

Mir, mir, mein freundlicher Leser, ist es zum Ekel, und ich bin bis zum obersten Ohrzipfel überfüllt mit innerlichem Widerwillen, mich immer wieder in das Tretrad derselben Schreibmühle einspannen zu lassen, und dir immer wieder vorzuerzählen „das alte Lied, das alte Lied" von wandernden Musikanten, Komödianten, Schnurranten, von Kränzen und Beifällen, von aufgelaufenen Primadonnen und durchgegangenen Helden, von fürstlich belohnten Pirouetten und von hungernden wahren Talenten u. s. w., u. s. w.! Ich bin so durch und durch matt und ekelmüde, daß ich nicht weiß, ob du schuld bist, mein freundlicher Leser, daß wir so zu schreiben genöthigt sind, oder ob wir schuld sind, daß du so zu lesen gewohnt bist!

Sage mir, lieber, freundlicher Leser, und sei auch nicht ein Bischen böse, wenn ich mit altdeutschen Schreibefäusten und Kraftwörtern darein schlage, sage mir, bist du denn von Natur, von deiner primitiven Wesenheit so verflacht, so geisteskindisch, so sinn- und herzblöde, daß du nichts willst, als den ewigen Abhub des Augenblicks, abgehoben mit dem hölzernen Schaumlöffel der Notizelei? daß dich nichts ergötzt, als was du wie einen Zahnstocher gebrauchen und lesen kannst zwischen Essen und Verdauen, in nichts denkender Behaglichkeit? daß dich nichts angenehm und sympathisch berührt, als die journalistischen Korkstöpsel,

die hübsch auf der Oberfläche des geistigen Meeres herumtreiben, nichts als der Nesselausschlag der Literatur, der mit einigen bunten Pünktchen kaum die Haut des intellectuellen Lebens eintüpfelt und in sechs und dreißig Stunden wie verschwunden ist? daß du nur Gefallen findest an dem literarischen Kürbis des Propheten Jonas, der über Nacht ward und über Nacht verging? Oder, was ich eher glauben kann, mag und will, oder sind wir Journalisten nicht vielmehr die unwürdigen Kindsweiber und Journal-Ammen, die dich seit einem Vierteljahrhundert aufgezogen haben bei dem Zuckerwasser der Flachheit, bei dem Kindskoch und Brei der allerschwächsten Kost, bei der zähen Bertramswurzel nichtiger Stadtbaserei, bei dem geschmacklosen Panadel von artistischem und geselligem Tritsch-Tratsch? Sind wir es nicht vielmehr, wir Journalisten, mit unserem Eintagsfliegengedächtniß, mit unserer Schmetterlings-Ausdauer, mit unserer Maulwurfsscharfsichtigkeit, mit unserem Eichhörnchenernst, mit unserer Wasserlinsengründlichkeit, die wir die Beredtsamkeit eines Staars verbinden mit der Abwechslung eines dressirten Raben, die wir die Tiefe eines Regenwassersees verbinden mit der Schärfe eines Schafkäses, die dich, mein lieber, freundlicher Leser, so dazu großgezogen haben? Wir Journalisten, die mit Pope's Friseur die Locke in den großen Ocean tauchen und die Hühneraugen der Zeit ausschneiden mit einer Grimasse, als ob wir dem Weltengeist die Glieder einrichten wollten; wir, die wir Rechenschaft halten und ablegen über die abgeschabenen und abgeschnittenen Nägel des Augenblicks, und

dabei Phrasen zupfen und mit den Nüstern dampfen, als ob wir eine große Zukunft herausschnitten aus dem aufgetriebenen Leibe der Gegenwart! Wir, die wir eine Theaternotiz einbalsamiren wie einen egyptischen König; wir, die wir einen Triller im Triumph herumtragen wie eine eroberte Fahne; wir, die wir eine Pirouette einschlagen in Lorbeern und Unsterblichkeit; wir, die wir einen Kavierlauf überbauen mit Regenbogen und Sonnenstrahlen; wir, die wir dem unsterblichen Erfinder eines Piccicato den Cäsarstuhl hinsetzen neben den großen Bären; wir, die wir ein zerrissenes und wieder ganz gemachtes Taschentuch heute mit eben jenem süßen Wahnsinn vergöttern, mit dem wir gestern den Sänger der Ilias vergötterten; wir, die wir einem Affen Mammok denselben Wortkranz und dieselbe Rosenkrone aufsetzen, die wir gestern einem Retter des Vaterlandes aufsetzten; wir, die wir in Gottes Zorn über einen Kamm scheren den Löwen und das Schaf, den Apollo und den Harlekin, die Messiade und den Gassenhauer, die Götterlehre und die Millykerzen, die Kunst und die Bierhalle, den Patriotismus und das Ohrensausen, die Kritik und die Todtenliste, den Humor und die neuen Häringe, die Literatur und die Anzeige vom frischen Rattenpulver!

Ach, mein lieber, freundlicher Leser, unsere Schale sinkt, wir sind die Verführer, du der Verführte, wir sind die irrigen Wegweiser, du der irrige Nachfolger!

Jedoch wozu das Alles? Nützt es etwas? Wird es nützen? Kann es nützen? Soll es nützen? Es wird mir mit dieser Rede gehen wie mit der Rede eines frommen Redners

an die Fische! Du kennst doch diese Sage? Nicht? Nun, weil mein Motto gerade ein Fischmotto ist, so höre, was du gewiß schon oft gehört hast!

Die Rede an die Fische.

Ein frommer Redner stand
An eines Ufers Rand,
Fing an die Wort' zu mischen,
Sprach rührend zu den Fischen!

Die Fische kamen all' herbei,
Es kam der Hecht, es kam der Schlei,
Der Karpfen kam, es kamen ohne Flausen
Die Huchen und die Hausen.

Der Stockfisch kam, gar fett und dick,
Es kam der Stör, es kam der Tik,
Und in dem Salz der Welle
Kam Häring und Sardelle.

Die Frösche kamen alle noch,
Es kam der Hai, es kam der Roch',
Es kam mit langen Scheeren
Der Krebs aus allen Meeren.

Die Rede hörten stumm sie an,
Und alle dachten in sich dann:
„Der kann zu Herzen reden,
Das bessert einen Jeden!“

Sie hörten mit gestrecktem Ohr
Aus ihrem Wasser hoch empor,
Der Karpfen, mit bemoostem Haupte,
Sah aus, als ob er's glaubte!

Der Hecht auch schien gar sehr erbaut,
Der Stockfisch schluchzte tief und laut,
Man fand die Frösch' und Unken
In Thränen ganz versunken!

Der Haifisch sah gar fromm herauf,
Als ob ihn reut' sein Lebenslauf,
Der Krebs schien sich es vorgenommen,
Als wollt' er vorwärts kommen!

Die Red' war aus, die Red' war all,
Da rührte sich's im Wasserschwall,
Die Fische, wie gekommen,
So waren sie verschwommen!

Der Hecht, der war kaum fortgereist,
Als er schon frisch ein Karpflein speist;
Der Hai, so ganz und gar durchdrungen,
Hat d'rauf den Hecht verschlungen!

Der Stockfisch, der gestreckt sein Ohr,
Blieb g'rad' so dumm, als wie zuvor,
Die Frösche, die Hallunken,
Sie quakten wie die Unken!

Sardellen auch nun alleweil
Sie blieben alle wieder geil,
Und rückwärts zu den andern
Sah man die Krebse wandern!

Wenn je ein Mensch zum Volke spricht,
Vergesse er beileibe nicht,
Die Rede zu den Fischen
Im Geist sich aufzufrischen! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, es ist Zeit, daß wir unser journalistisches Ringelspiel ein Bischen renoviren, reformiren und veredeln! Nicht immer der Ritter von der traurigen Gestalt, der immer wieder hohle Novitätenschädel aufspießt, nicht immer derselbe zahme Türke, der stets nach dem Dreheisen sticht und nie den rechten Punkt trifft; nicht immer dasselbe hölzerne Pferd mit dem buntangestrichenen ledernen Gurt; nicht immer wieder einen großen Trompetenstoß und eine Einellenmusik, wenn sich ein Kindlein oder sonst ein Reiter aufsetzt auf den hölzernen Schlitten, um die Runde zu machen, die sie seit Jahren und Jahren zehntausendmal gemacht haben, die wir Alle mit dem gleichen Trompetenstoße und mit derselben Einellenmusik empfangen haben!

Auch wir Journalisten rufen so oft im voraus, eh' Tisch gedeckt ist: „Fisch! Fisch!“ Und wenn die Tafel angerichtet wird, so ist es nicht Fisch und nicht Fleisch, und der Leser wischt sich den Mund ab!

„Ruf' nicht eher: „Fisch, Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!“ Das sollte auf jedem Journale als Motto prangen! Denn was sind wir Journalisten jetzt Anderes, als die Vorreiter jeder Gauklererscheinung, mit der großen Posaune im Munde, und wir reiten durch die Zeilengassen, mit Wortschellen behängt, und blasen und rufen die Menge an: „Hier ist zu sehen ein großes Weltwunder u. s. w.“ Und das Volk versammelt sich und läuft zusammen; und hinterher kommt oft nichts, als das Gelüste einer großen Erwartung! Darum rufe man nicht eher „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!

Und ist es denn nicht in allen Dingen des menschlichen Lebens so, mein lieber, freundlicher Leser? Das Herz, der Geist, der Mund schreien oft „Fisch! Fisch!“ und auf den Tisch kommen nichts, als Gräten und Floßfedern und Schwanzstücke!

„Fisch! Fisch!“ rufen dramatische Dichter und ihre Freunde, wenn ein neues Stück kommen soll; es ist ein Goldfisch, sagt der Eine, ein Leviathan, sagt der Andere, ein fliegender Fisch, sagt der Dritte. Da sammelt sich die fischliebende Welt und bringt einen Hunger mit für einen Leviathan; und wenn der Tisch angerichtet ist, da kommt ein ganz gewöhnlicher Fisch, ein Backfisch, ein Fisch wie jeder Fisch, ein Fisch, der so das juste-milieu zwischen Sardelle und Wallfisch ist, und die Gäste warten stets auf den Leviathan, auf den Goldfisch, auf den fliegenden Fisch! Darum, mein lieber, freundlicher Leser, ruf' nicht eher: „Fisch! Fisch!“ als bis er auf dem Tisch!

Da ist ein Wunderknabe, ein Knabe, der herrlich Klavier, Geige, Horn, Baßgeige, Flöte, Klarinette u. s. w. spielt; da kommen die Tanten und Basen, die Nachbarinnen und Gevatterinnen und schreien: „Fisch! Fisch!“ Und die Tante sagt: es ist ein Fisch mit Schuppen aus Unsterblichkeit und mit Floßfedern aus natürlichen Lorbeern, und die Andere sagt: aus seinem Rogen wird das Glück der Zukunft geschnitten, und die Andere sagt: aus seiner Milch wird die Nachwelt ihr Heil bereiten u. s. w. Und das Fischlein wächst und wächst, und das Fischlein wird älter, und aus dem Goldfischlein wird höchstens ein Gareißel, und aus

dem Silberfischlein ein Weißfisch, und die Basen und Tanten haben das Fischlein mit der Fischbrühe ganz ausgegossen! Darum ruf' nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!

Das Carneval kommt, die Mädchen schreien: „Fisch! Fisch!" welches so viel heißt, als: „Mann! Mann!" Und wenn sie ein Mann auf dem Balle eine Viertelstunde lang mit einigen faden Complimenten servirt, die er von der Pike auf, vom Küchenmädchen, Stubenmädchen bis zum Fräulein auf, dienen ließ, so schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" Und wenn sie Jemand zweimal zur Quadrille engagirt, eben weil mit ihr zu tanzen die leichteste Arbeit ist, so schreit das Mädchen wieder: „Fisch! Fisch!"

Und wenn ein Fant und Roué zu so einem Mädchen wieder sagt:

„Wann kommen wir uns wieder entgegen?
Im Sturm, im Wind oder im Regen?"

und sie flehet, auf die Bastei zu kommen, oder sonst wohin, da schreit das Mädchen: „Fisch! Fisch!" welches immer so viel heißt, als: „Mann! Mann!" Und wenn das Carneval vorüber ist und die eigentliche Fischzeit da sein sollte, da sind keine andern Fische da, als faule Fische, und an der Fischangel ist nichts hängen geblieben, als ein Stückchen von dem guten Ruf des Mädchens, und an allen Straßenecken rufen alte Weiber ein Volkslied aus:

„Von den zwölftausend Jungfern, die alle in dem Fasching sein übri blieben, und wie der Cupido über sie wane thut!"

Darum ruft nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch!

Wiederum, mein lieber, freundlicher Leser, macht sich Jemand ein Ideal, und er sucht unter den zwölftausend thörichten Mädchen und findet eine, die wie ein Paradiesvogel die irdischen Füße eingezogen hat, und da stickt er sein Ideal auf diesen Silbertoque der Wirklichkeit und ruft: „Fisch! Fisch!" und er erhebt diesen Fisch gleich zu dem Sternbilde der Fische am Himmel. Allein wie lange dauert es, da fallen dem Fisch und ihm die Schuppen von den Augen; er gedachte zu fischen, und er krebste; es ist ein Fisch wie alle Fische sind, nicht besser und schlechter, als alle Flußfische, mit denselben Kiemen und demselben Blut, und der gute Ideal-Fischer stürzt von seinen Himmelsfischen herab in den gewöhnlichen Fischbehälter irdischer Fische! Darum rufe nicht eher: „Fisch! Fisch!" als bis er auf dem Tisch! —

Ja, mein lieber, freundlicher Leser, Alles im Leben: Hoffnung, Glück, Liebe, Freundschaft, das Leben selbst ist nichts, als ein ewiges Rufen: „Fisch! Fisch!" und gar nichts auf dem Tisch! Die Hoffnung ruft immer und ewig: „Fisch! Fisch!" und kommt nie zum Anrichten! Die Liebe, die Freundschaft, der Enthusiasmus u. s. w. sind nichts als Fische: in drei Tagen sind sie übelriechend!!!

Das ganze Leben, mein lieber, freundlicher Leser, ist nichts, als ein permanentes Rufen: „Fisch! Fisch!" An der Wiege fängt der Mensch an zu rufen: „Fisch! Fisch!"

Die Kindheit schickt ihn zu der Jugend um Fische, die Jugend schickt ihn zum gesetzten Alter um Fische, das gesetzte Alter schickt ihn zum Greisenalter um Fische, so rufen sich alle Menschenalter zu: „Fisch! Fisch!" bis der große Fischgeier Tod kommt mit seinem Fischmesser und uns und alle unsere Luftfische in die große Pfanne haut; und auch indem wir hineingehen in den dunklen Behälter, wo Hecht und Stockfisch, Sardelle und Haifisch ruhig nebeneinander in der schwarzen Erdensauce liegen, auch da rufen wir noch: „Fisch! Fisch!" und hoffen, wie der Talmud sagt, dort zu essen von dem großen Leviathan, der ein Fisch ist ohne Gräten und ohne Schuppen, und der da schmeckt nach allen Delicatessen der beiden Welten, und dessen Rogen gebraten wird an dem Urquell alles Lichtes und alles Lebens!

Lieber, freundlicher Leser, guten Appetit!

# Genre-Bilder,
# Jokoses und Sentimentales.

## Die Whistpartie mit vier Honneurs, drei Kindern, zwei Möpsen und einer Lichtschere.

Ich war in einer sehr bösen Laune. Es steckte mir etwas in allen Gliedern, entweder eine kleine Krankheit oder eine große Dummheit, und ich wußte nicht, sollte ich zum Arzt oder zum Schreibtisch gehen. Woher die böse Laune kam? Das muß man eine schöne Frau, einen reichen Mann und einen armen Redacteur nie fragen. Diese drei Naturreiche in dem Menschenreiche — wozu sogar der Natur-Arme: der Redacteur, gehört — sind so eigentlich dazu gemacht, stets böse Laune zu haben. Die schönen Frauen, weil ein schöner Himmel nie schöner ist, als wenn er ein Bischen blitzt und donnert, und weil bunte Tauben nie schöner sind, als wenn sie zürnend das bunte Gefieder auffächern. Reiche Leute überhaupt, weil sie an der goldnen Ader leiden. Arme Redacteurs endlich sind die wahren Essigmütter, Schwabennester und Rattenkönige der üblen Laune. Erstens schon darum, weil jeder Redacteur auch ein sie, ein Femininum in sich

einschließt: die Redaction nämlich, und also schon an und für sich Launen, diese Bandwürmer des schönen Geschlechtes, in sich beherbergen muß. Drittens endlich — eben aus übler Laune sag' ich nicht, wie ich sollte: zweitens — drittens endlich, ja, drittens endlich bin ich jetzt in böser Laune, daß ich mich selbst genöthigt habe, unerklärliche Dinge — böse Launen nämlich, erklären zu wollen.

Genug — ich war in böser Laune und hatte fest beschlossen, mit ihr heute Abend allein und zu Hause zu bleiben, denn mit bösen Launen und mit bösen Frauen muß man nicht unter Menschen gehen, wenn man nicht zu diesen Bösen noch ausgelacht sein will.

Ich sagte also zu meinem Joseph: „Heute Abend bleib' ich zu Hause; du wirst Thee, Erdäpfel mit Butter und Häring bereiten, mir einen „Wegweiser durch Wien", eine „Karte vom Rhein" und den „Katalog der Düsseldorfer Gallerie" auf den Tisch legen, und einen Strick zum etwaigen Aufhängen an die Mauer hängen!" Ich wollte nämlich dem Spleen ein englisches Fest geben, er sollte glauben, ich bin ein reisender Engländer, und ich wollte mich eigentlich in diese dicksichtige, trägblutige, zähgeistige, dichtnebelige Gemüthsverfassung eindachsen und einbibern.

Es war schon Alles so schön eingeleitet, da kam ein Brief. Wenn ich sage: ein Brief, so verstehe ich darunter ein papiernes Sechseck, in sich zusammengekrümmt, geknittert, gefaltet und ineinandergeschoben wie ein gordischer Knoten, und auf dem Goldblättchen, welches diese Blattzwiebel

zusammengesiegelt hielt, sprang ein Pferd über eine Barrière mit der Umschrift: „Hindernisse muß man überwinden.“

Die Sendung kam von der Alservorstadt, von der „Frau Randhoferin, verwitwete Particulirerin“.

Der Brief enthielt nichts, als eine dringende Einladung zu einer Partie Whist.

Frau Randhoferin war successive Witwe zweier Männer geworden, und hatte aus diesem Successiv-Krieg nichts gerettet, als das, was jeder Sieger aus jedem Kriege rettet: die Lust zu fernern Kriegen und Siegen. Siegerin aber blieb sie in beiden Kriegen, das heißt, sie blieb auf dem Platze, während die zwei Männer das Feld und das Leben räumten! —

Ihr erster Mann war ein zurückgelegter „Zwetschken-Fabrikant“, wie sie ihn gerne und mit Selbstgefälligkeit nannte, weil sie es war, die ihn vermochte, zuerst seinen aufblühenden Zwetschkenhandel und dann sich selbst an den Nagel zu hängen, das heißt, an sie, die ein Nagel zu seinem Sarge wurde. Sie hatte von diesem, den sie abwechselnd: „mein seliger Erster“ und „mein seliger Zurückgelegter“ nannte, zwei hinterlassene Zwetschken: Binchen (Sabine) und Röschen, zwei Zwetschken, auf denen noch der frische Jugendreif lag, und deren Kern aus seligen zurückgelegten zehntausend Gulden Heirathsgut per Zwetschke bestand.

Der zweite Mann der Frau Randhoferin war einer jener Glücklichen, die das beste Geschäft haben: gar keines, und den unantastbarsten Charakter: keinen; wenn man zu

diesen beiden Eigenschaften ein sicheres Kapital von zehntausend Gulden Conventions-Münze mischt, und Alles bei einer gelinden Faulheit und einer mäßigen Selbstliebe aufkochen läßt, so hat man in kurzer Zeit einen substanziösen „Privatier". Ein solcher Privatier hat nichts zu thun, als zu liegen und zu essen, er liegt nämlich auf seinem Kapital und ißt seine Interessen. Ein solcher Glücklicher war ihr zweiter Mann, den sie stets nur: „mein seliger Zweiter", oder: „mein seliger Privatmann", oder auch brevi manu: „mein Privatseliger" nannte. Auch dieser Zweite machte sich zeitig von hinnen, segnete dieses und alles Zeitliche und ging ein zu seinen Vätern, wovon der Eine noch lebte und Großhändler war. Auch dieser „selige Zweite" hinterließ der Frau Randhoferin zwei Töchter als Coupons seines Privatlebens, Johanna und Dore, mit der Testamentsklausel, daß die Nutznießung des Kapitals ihr bleibe, bis die beiden Töchter geholt werden, und zwar von sittsamen, gewerbetreibenden Männern.

Es lag also im Interesse der Frau Randhoferin, um diese zwei hinterlassenen Schatzkästlein von ihrem seligen Zweiten lauter Männer zu versammeln, die kein Gewerbe treiben, zum Beispiel Musikanten, Dichter, Schauspieler, Redacteure und anderes zweideutiges Volk.

Für die Contumaz- und Heiraths-Absperrung der beiden Töchter sorgte Frau Randhoferin; allein sie selbst war noch sehr geneigt, ihre eigenen körperlichen Reste und die ihres „ersten Seligen" und „zweiten Seligen" dazu, an

einen „dritten Unseligen" an Hymens Altare hinzugeben. Sie meinte erstens: „Aller guten Dinge sind drei.' Ob sie nun unter diesen „guten Dingen" die Männer selbst oder den Tod dieser Männer verstand, steht mir und uns nicht zu, zu beurtheilen; denn auch ein Humorist darf wie ein Civilrichter keinen animus injuriandi supponiren. Zweitens dachte sie: „Einmal ist keinmal," sagt das Sprichwort, folglich ist „zweimal einmal," und noch folglicher auch „zweimal keinmal," und einmal muß man doch heirathen! Drittens, und, wie mir scheint, der triftigste Anlaß und die ratio sufficiens ihres Entschlusses war ein juridischer Scrupel über das jenseitige Gericht, eine anticipirte Gewissenhaftigkeit und Fürsorge für ihre einstigen Richter dorten.

Denn gesetzt, wenn ihre beiden Seligen dorten befragt würden: „Wie war Frau Randhoferin als Gattin im Leben?" so könnte es doch sein, daß eine Getheiltheit der Stimmen eintreten könnte, und wie sollte da entschieden werden? Also tres faciunt Collegium; sie müßte also auch einen dritten Seligen bei Gericht sitzen haben, um dem schwankenden Pol den Ausschlag zu geben.

Frau Randhoferin war noch in den besten Jahren, denn die Witwen nennen stets die Jahre, die zwischen den beiden Ehen liegen, die besten, so wie sie es für beide Männer, für den vergangenen, als auch für den futur conditionel wirklich auch sind.

Was die persönliche Schönheit und Gestalt der Frau Randhoferin betraf, so ersetzte die Quantität die Qualität

auf jeden Fall. Wenn sie zuweilen das Grab eines ihrer Seligen besuchte, und das geschah immer bei jenem, dessen Töchter sie eben mißhandelte, so glaubte man von ferne, es wäre die Pyramide des Grabmales. Sie war in Hinsicht ihrer irdischen Constitution eine Conservative mit zeitweiligen Neuerungen!

Es ist anzunehmen, daß — wenn sie den Gram um zwei gestorbene Gatten nicht gehabt hätte — sie ganz mager geblieben wäre. Allein, da sie selbst ganz und gar ein Gram war, da sie diesen Gram stets nährte, und Alles, was man nährt, dick wird, so ist es kein Wunder, daß diese Witwe in specie, so wie die Witwen in genere, eine Anlage zum Dickwerden hatte.

Bei alle dem konnte man nicht sagen, daß sie das Haupt hoch trägt, denn es liegt vielmehr so tief zwischen den beiden Speckschultern wie eine halbe Mandel in der Fleischpastete.

Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß jedes und auch das häßlichste Frauenzimmer alle Gaben und Zuthaten, und so zu sagen dasselbe ganze Specereigewölbe an Schönheitsmitteln besitzt, wie das allerschönste, nur sind sie nicht am rechten Orte placirt. Zum Beispiel schwarze Haare, blaue Augen, rothe Lippen, weiße Zähne, lange Wimpern, eine gebogene Nase, rundes Kinn, spitze Finger, breite Schultern, schmale Füße u. s. w. sind so die einzelnen Medicamente zu der Hausapotheke Schönheit. Nun aber finden sich bei den Häßlichsten alle diese Formen, Farben und Größen, nur sind sie

nicht am rechten Orte, und die Natur hat in aller Eile eine kleine Verwirrung angerichtet; daraus entstanden nun: schwarze Zähne, blaue Lippen, rothe Augen, weiße Haare, runde Nase, spitzes Kinn, schmale Schultern, breite Füße u. s. w.

Es wäre also Unrecht, eine Person häßlich zu nennen, die alle Zeichen der Schönheit besitzt, wenn diese auch nicht geographisch und topographisch richtig angesiedelt sind.

Die hinterlassenen Werke des „seligen Zweiten“, Johanna und Dore, waren sich sehr unähnlich, und nie sind zwei, an Inhalt und Einband so entgegengesetzte Exemplare aus einer Verlagshandlung in die Welt getreten, als diese zwei Schwestern. Johanna war schön, sanft, klug und hatte echt humoristische Augen, das heißt, Augen, in denen himmelblaue Gemüthlichkeit und zuweilen eine ganze Herzensweltgeschichte aufleuchtete; und Dore war weder schön, noch sanft, noch klug, sie hatte nicht nur keine humoristischen Augen, sondern der oberflächliche Beschauer hätte sogar an der Existenz ihrer Augen ganz und gar gezweifelt, so in sich versunken, zogen sie sich aus den Wirren und Irren dieses Lebens in ihre Höhlen zurück.

Ich war ein alter Bekannter und Hausfreund des „seligen Zweiten“, kannte die beiden Mädchen noch in ihrem Flügelkleide, und nie ist Einem eine lange Bekanntschaft nachtheiliger, als die, welche man bei Mädchen aus so früher Zeit datirt.

Indessen besuchte ich, in meiner frommen Gemüthlichkeit, die befugt, Witwen und Waisen zu lieben, die

Frau Randhoferin und ihre zwei Töchter von Zeit zu Zeit.

Die Frau Randhoferin besaß eine einzige Schönheit: eine schöne Hand; diese Hand und die des Schicksals lagen zwar lange und schwer auf den zwei vorausgeschickten Relaismännern, allein sie hatte doch noch wenig von ihrer angeborenen Schönheit eingebüßt, und sie spielte also eine Hauptrolle bei der Frau Randhoferin.

Wenn ich kam, küßte ich stets ihr und Johannen die Hände, Hände von zwei ganz verschiedenen Jahrgängen.

Sie, die Mutter, ließ ihre Hand, das einzige Vermächtniß ihrer gütigen Mutter Natur, lange in oder auf der Hand des Küssenden ruhen, und überhaupt war es immer die Hand, welche sich stets mit in die Conversation mischte, entweder mit Lichtputzen oder mit Tischabstauben oder mit Lockenzurechtschiebung, oder am liebsten mit und beim Kartenspiel.

Beim Whistspiel, da hat die Hand freie Hand, sich zu produciren, beim Abheben, Mischen, Tailliren, Stichedecken, Karten zusammen nehmen u. s. w.

Außer Karten geben wußte aber auch diese Hand vom Geben gar nichts, am wenigsten vom Tafel geben, oder vom Souper geben.

Wenn also eine Einladung zu Frau Randhoferin zu einer Whistpartie kam, so stand in meiner Phantasie ein vierhändiger Abend da, mit zwei alten und zwei jungen Händen, aber die nichts mitbringen und nichts in die unseren legen, als sich selbst, und eine Whistpartie mit noch zwei

Sibyllen aus der Alservorstadt, und sonst nichts, nichts, gar nichts für Hunger und Durst und für sonstige unerläßliche Leidenschaften des menschlichen Lebens.

Blos Johanna stand mit ihren blauen Augen in dem Hintergrunde dieses Bildes und sprach:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder; sie heißen Hoffnung und Genuß. Genießen mußt du nichts, aber hoffe, hoffe!"

Und ich ging und hoffte.

Das Gesellschaftszimmer der Frau Randhoferin war beleuchtet, das heißt, auf zwei Leuchtern, die zwischen Packfong und Messing ein gelblichtes juste milieu hielten, brannten zwei Lichter, wovon das eine schon gestern sein Licht hatte leuchten lassen müssen, und so zu sagen, schon etwas abgestumpft war, und das andere eben erst aus der Lichter-Erziehungsanstalt in die Welt trat, und zum ersten Mal an der atmosphärischen Luft sich entzündete. Da in jeder Gesellschaft sich große und kleine Lichter befinden müssen, so liebe ich es vorzüglich, wenn eine lange Kerze und ein kurzes Stümpfchen nebeneinander auf dem Tische stehen.

Die lange Kerze kommt mir dann immer wie eine lange französische Gouvernante vor, die ihr kleines Püppchen bewacht, und dabei sich selbst im eigenen Feuer verzehrt und zerrinnend herabschmilzt.

Ich küßte die Randhoferische Hand, welche weiter unten, wo die Hand an den Vorderarm anschließt, schon einige kleine Randzeichnungen des großen Faltenwurfzeichners:

„Vierzigstes Jahr!“ an sich trug, und dachte dabei an die Hand Johanna's, die mir eben einen Sessel zwischen sich und die Mutter hinschob, den ich auch sogleich einnahm.

„Wir haben schon auf Sie gewartet!“ sprach Madame Randhoferin; „hier Herr Gröbel und Madame Ritzinger.“ Ich machte mein Antrittscompliment, und die Partie Whist begann.

Herr Gröbel war einer jener auserlesenen Menschen, die davon leben, daß sie Einem die Haut abziehen und den Andern damit bekleiden, das heißt, er war ein Kürschner. Er hatte manchem Affen einen Bären auf den Kragen gesetzt und manchen Hasen in Fuchspelz gehüllt. Er war ein sehr dicker Mann mit ganz kleinen, stumpfen, fetten Fingerchen und mit dem Sprichworte: „Ei du mein Zobelchen!“

Madame Ritzinger war eine Quartiervermietherin und hatte weiter keine Kennzeichen, als daß sie etwas hart hörte und sehr laut schrie.

Mich selbst kennt der Leser, und so kennt der Leser die ganze Whistpartie mit allen ihren Reizen und Annehmlichkeiten.

Für Leser aber, die mich nicht kennen, füge ich das Nöthigste über mich hier bei, nämlich: daß ich die Gewohnheit habe, beim Whistspiel alle Karten laut zu nennen, sowohl die, welche ich spiele, als auch die, welche die Andern spielen. Eine Gewohnheit, die eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Whistspielens gehört.

Wir saßen so:

Johanna Ich

Gröbel Randhoferin

Ritzinger.

Dieser viereckige Tisch war die Quadratur unseres kleinen Zirkels. Der Tisch war ein rechtwinkliges Viereck. Für mich aber war der Winkel, wo Johanna zwischen mir und Herrn Gröbel — wie Figura zeigt — wie ein Vergißmeinnicht zwischen einer Bohnenstange und einem Wolfspelz saß, der wahre, rechte und allerrechteste Winkel.

An beiden Enden des Tisches standen die zwei Kerzen, an meiner Seite Pipin der Kurze und vis-à-vis Philipp der Lange.

Die Karten wurden gebracht, und Madame Randhoferin bemächtigte sich des Geschäfts, sie zu mischen, um dabei ihre Hand mit im Spiele zu haben. Dieses Geschäft war aber nicht so leicht abgemacht, als man glaubt. Die Karten nämlich, welche nicht von unten hinauf, sondern von oben herab dienten, brachten den Frühling ihrer Tage, und so zu sagen ihre goldene Jugend, in einem Kaffeehause zu. Von da gingen sie, wie ein bereits gekanntes Bonmot, in das populäre Leben eines Weinhauses über, aus diesem Getümmel der Welt gingen auch sie nicht ohne irdische Flecken heraus, als sie von da durch die dritte Hand in die der Randhoferin kamen.

Diese Karten aber hatten in dem Laufe ihres wechselvollen Daseins und eben dadurch eine solche gegenseitige Anhänglichkeit an einander gefaßt, daß man sie nur mit Mühe trennen konnte, und es dauerte oft eine ganze Weile, bis sich Carreau-Bube von der Herz-Dame losriß. Vom Schicksal mürbe gemacht, verloren sie auch viel von der angebornen Festigkeit ihres Charakters, und nahmen eine Gemüthsweichheit und Schlaffheit an, welche beim Geben und Mischen bedeutende Hemmungen hervorbrachte.

Mit Zeit, Geduld und mit einer Nachbarin wie Johanna überwindet man Manches!

Endlich war das Mischen überstanden, und das Spiel begann. Vorher noch ein Streit.

Madame Ritzinger. Wie hoch spielen wir?

Ich. Wie es gefällig ist.

Madame Ritzinger. Es ist mir Alles Eins.

Herr Gröbel. Ei du mein Zobelchen! Wie Sie wollen.

Madame Randhoferin. Nein, sagen Sie!

Ich. Ich hab' gar nichts zu sagen.

Madame Ritzinger. Man spielt ja nicht, um zu gewinnen.

Herr Gröbel (lacht bedeutend).

Madame Randhoferin. Nicht gar zu hoch.

Ich. Nein, nicht gar zu hoch.

Madame Ritzinger. So sagen Sie.

Ich. Ich? O, ich überlasse es Ihnen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Gröbel?

Herr Gröbel. Ich? Ei du mein Zobelchen! ich meine, was Sie meinen.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Madame Ritzinger.

Madame Ritzinger. Ich? Ich meine, was der Herr Saphir meint.

Madame Randhoferin. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O, ich meine, was die Damen meinen.

Madame Randhoferin. Nicht zu hoch.

Madame Ritzinger. Nein, nicht zu hoch.

Madame Randhoferin. Ich meine, den Fisch um einen schwarzen Groschen. Was meinen Sie, Herr Saphir?

Ich. O ja, ich meine, das ist ein sehr frugales Auskommen; o ja, ein schwarzer Groschen um den Fisch, will ich sagen, den schwarzen Fisch um einen Groschen, nein, den Fisch um einen schwarzen Groschen, ganz recht, vortrefflich, richtig!

Auch das war also abgemacht, und das Spiel begann.

Inzwischen hatten sich von Herrn Gröbel zwei junge Zobelchens, ein Junge von acht und ein anderer von neun Jahren, und ein Mädchen der Madame Ritzinger, ein Kind von sieben Jahren, eingefunden und hatten an den andern drei Tischecken Posto gefaßt, und in ihrer Begleitung kamen ihre zwei Hausmöpse: „Billi" und „Fidel", mit, welche sich auf dem Schooße der Madame Ritzinger und des Herrn Gröbel ansiedelten und mit den Vorderfüßen auf den Tisch hinaufsprangen, als wollten sie auf dem Tisch um einen schwarzen Groschen mitspielen.

Es ist noch zu wissen nöthig, daß Madame Randhoferin kurzsichtig war und zuerst jedesmal fragte: „Was ist gespielt worden?" dann die gespielte Karte vom Tische nahm, sie vor die Augen führte, sie laut benannte und wieder niederlegte.

Wenn der Leser nun den ganzen Schauplatz, die zwei- und vierfüßigen Helden der Whistpartie, die Kinder und die Kerzen kennen gelernt hat, so bleibt ihm nichts übrig, als auch noch die Lichtschere in Augenschein zu nehmen, welche diesen Kerzen beigegeben wurde. Wenn man behaupten wollte, sie war aus Silber, so würde der Eisenhändler mit Recht auf böswillige Kritik klagen, denn unstreitig waren ihre Bestandtheile aus dem eisernen Zeitalter, obwohl sie schon die silberne Hochzeit mit dem einen Leuchter gefeiert hatte. Ich sage: die Hochzeit, denn sie war mit einer eisernen Kette an den Leuchter angekettet, so daß man stets, wenn man das zweite Licht putzen wollte, den Leuchter mitsammt der Lichtschere zu diesem verwickelten Geschäfte hinüberführen mußte.

Durch das lange und undankbare Geschäft etwas zur Aufklärung beitragen zu wollen, war besagte Lichtschere mit ihrem Gewissen selbst zerfallen, sie fand in sich selbst keinen moralischen Halt mehr und fiel in einen Zwiespalt auseinander, so daß, wenn man das Licht putzte, die Schnuppe entweder auf das Licht oder auf den Tisch fiel, und man dann noch immer die Natur-Lichtschere: die zwei Finger, zu Hilfe nehmen mußte, um diese Schnuppe in ihr eigentliches Gemach wieder einzuführen. Dabei hatte sie in

irgend einer Affaire einen Fuß verloren, und der eine Finger des Putzenden fand keinen Anhalt an der einbeinigen Lichtschere. Und nun ist der Leser in vollem Lichte über die ganze Scene!

Das Spiel begann. Ich hatte die Vorhand. Ich spielte Treff Drei aus und rief nach meiner Gewohnheit laut dabei aus: „Treff Drei!“ Madame Randhoferin fragte zugleich: „Was spielen Sie?“ nahm die Karte vor die Augen und rief: „Treff Drei!“ Madame Ritzinger rief: „Was sagt Madame Randhoferin?“ Ich schrie: „Sie sagt: Treff Drei!“ — „Treff Drei?“ wiederholte Madame Ritzinger und gab Treff Neun, worauf ich laut sagte: „Treff Neun!“ Herr Gröbel aber lachte: „O du mein Zobelchen! Treff Neun?“ und gab Treffdame, worauf ich sagte: „Treffdame!“ Madame Randhoferin fragte: „Was ist gespielt worden? Treff Neun? Wer gab Treff Neun? Wer hat denn ausgespielt?“ Darauf nahm sie alle drei Karten vor die Augen und fragte: „Ist die Dame zu nehmen?“ Ich fragte ironisch, indem ich Johanna die Hand drückte: „Welche Dame?“ Madame Ritzinger fragte: „Was sagt Madame Randhoferin?“ Ich schrie: „Ob die Dame zu nehmen ist?“ — „Ob die Dame zu nehmen ist? Freilich ist die Dame zu nehmen!“ Darauf warf Madame Randhoferin Treffkönig zu und wollte die Karten einziehen, allein auch die kleine Ritzinger wollte die Karten einziehen, wogegen aber seinerseits der Mops Einspruch that, der auch schon seine Pfoten nach der Levée ausstreckte. Endlich zog Madame Ritzinger die Levée an

sich, nachdem sie ihrem kleinen Ebenbilde einen starken und dem Mopse einen zarten Klapps angehängt hatte.

So ging die Unterhaltung lebhaft und angenehm vor sich. Jede Levée wurde zuerst einzeln ausgerufen, besprochen, hin und her gezogen, ein Kind oder eine Hand mischte sich darein, und ein Klapps endigte die interessante Debatte.

Von Zeit zu Zeit rief Madame Randhoferin mir zu: „Putzen Sie das Licht, ich bitt' Sie!" Das war leicht gesagt, aber schwer erfüllt; ich mußte dazu meine Karten aus der Hand legen, den Leuchter zum andern führen, die unanfaßbare Lichtschere mit List und Gewalt bei einem Ende erwischen, und dann erst mit einem pfiffigen Manöver mich, die Lichtschere und die gefallene Schnuppe aus der Affaire ziehen. Herr Gröbel machte, wenn es ihm zu dunkel wurde, Versuche in der Experimental-Physik der Natur-Lichtschere, putzte das Licht mit den Fingern, wovon oft ein schwarzer Verdacht sodann auf die von ihm ausgespielte Karte überging.

Ich sah den Moment kommen, wo er mit seinen Stumpffingern das Licht auslöschen wird, und hatte auf diesen Fall eine Haupt- und Staatsaction vorbereitet.

Richtig! Madame Randhoferin hatte eben den Herzkönig mit dem Herzbuben eingestochen, als Herr Gröbel das Licht putzte und es auslöschte. In diesem Momente hatte ich auch das meinige gelöscht, und die ganze edle und liebenswürdige Partie saß im Stockfinstern.

Mit Vergnügen bemerkte ich durch mein Gehörorgan, daß alle meine Mitspieler zuerst darauf bedacht waren,

ihre Kasse in Sicherheit zu bringen und mit der einen Hand sie zu bedecken! Indem ich mich damit beschäftigte, meiner Herzdame zur Linken eine süße Levée von den Lippen zu pflücken, riefen alle einstimmig: „Licht! Licht!" Die Kinder fingen zu kichern an, zwickten die Möpse, diese heulten; der Lärm dauerte eine Minute, bis Johanna, auf Befehl, Licht bringen mußte, und Kinder, Möpse, Karten und Kasse wieder in Ordnung gebracht wurden.

Wir hatten von halb sieben bis zehn Uhr richtig ganze zwei Robber gespielt! Die große Zusammenrechnung kam, ich hatte dreizehn schwarze Groschen an Madame Randhoferin, und Herr Gröbel neun dito an Madame Ritzinger zu bezahlen; woraus ersichtlich ist, daß Kürschner und Poeten Lebensart haben und galant gegen Frauenzimmer sind.

Indessen hatten die drei Kindlein in meinem Hute gekocht! Sie hatten nämlich mitunter auch Küche gespielt, Brotkrumen, Wasser u. dgl. genommen und meinen Hut zur Küche gemacht. Die Möpse wollten auch an Aufmerksamkeit nicht zurückbleiben und zernagten meine Handschuh, die aus dem Hute auslogirt und auf die Erde geworfen wurden.

Madame Randhoferin tröstete mich über den Verlust von dreizehn schwarzen Groschen und sagte mit bedeutungsvollen, hoffnunggebenden Mienen:

„Unglück im Spiel, Glück in der Liebe!"

„Ach!" sagte ich neu belebt, „glauben Sie, daß ich mir in der Liebe dreizehn schwarze Groschen hereinbringen werde?"

Unterdessen war es spät geworden, ich mußte dreizehn schwarze Groschen, fünf graue Stunden und zwei blaue Augen im Stiche lassen, um Madame Ritzinger nach Hause zu begleiten. Es war ein Katzensprung! von der Alservorstadt bis nach der St. Marxer-Linie!

Ich wollte einen Wagen nehmen; das litt sie durchaus nicht, es käme ihr gerade recht, eine kleine Bewegung zu machen, und sie wüßte, ich bin sehr galant!

Das sind Folgen eines guten Rufes!

Ich brachte sie wohlbehalten in ihre Heimat und versprach ihr, sie recht oft zu besuchen, denn sie meinte: „es sei ein kleiner Spaziergang!“

## Naturgeschichte der Mädchenjahre.

1. Die Luftschlösserjahre. — 2. Die Kartenhäuserjahre. — 3. Die Versorgungshausjahre. — 4. Die Strohhüttenjahre. — 5. Die Verzweiflungsjahre. — 6. Die „Hol's der Teufel!"=Jahre.

### 1. Die Luftschlösserjahre.

Bis zum sechzehnten Jahre sind alle Mädchen Engel. Von dem Lichte, welches Umgebung und äußere Verhältnisse in ihnen und um sie verbreiten, hängt es ab, ob sie Engel des Lichtes oder Engel der Finsterniß werden.

Ein Mann hat um diese Zeit seine Flegeljahre, allein bei dem weiblichen Geschlechte verschmelzen diese Jahre in einen Gemüthszustand von Dämmerung, in ein Nebeln und Schwebeln, und das Herz eines Mädchens in diesem Zeitraum gleicht unsern lyrischen Produkten, in welchen Gefühl und Unsinn, hysterische Blässe und rosafarbne Dunkelhaftigkeit neben einander wohnen.

Erst mit dem sechzehnten Jahre tritt das weibliche Herz aus der Stiftshütte von Träumen, und aus dem Spinnhause nicht verstandener Gefühlsfäden in die Schule des Lebens, in eine Schule, in welcher leider das Examen erst dann vor sich geht, wenn das Leben kein Diplom und keine Preise mehr zu vertheilen hat.

Mit dem sechzehnten Jahre der Tochter fängt die eitelste und gefallsüchtigste Mutter, so gerne sie erst selbst für nicht viel über sechzehn Jahre gelten möchte, doch an, einzugestehen, daß „das Kind erstaunlich groß und unbegreiflich früh reif“ wird.

Von diesem Augenblicke treten die Mädchen ihre Luftschlösserwelt an, und, indem sie von Phantasie und Einbildung große Summen aufnehmen, fangen sie ihren Bau an und bauen, wie die meisten Bauherren, größtentheils auf eine Masse von Einwohnern, die theils neben-, theils nach einander diese Schlösser bewohnen sollen.

Jedes Ruhekissen, auf das sie ihr nachdenkliches Köpfchen hinlegen, wird zum ersten Stockwerke dieser himmelansteigenden Schlösser, und jeder Held aus dem eben gelesenen Roman macht die geflügelte Besatzung dieser Schlösser aus.

Vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahre sind die Luftschlösserjahre. Wehe dem Mann, der sich den Bauenden naht, wenn er nicht Demanten als Ziegelsteine, Rang und Würden als Stukkatur, glänzende Aussichten als Fensterscheiben, und Ruhm, Größe, Glanz als pompejanische Wandgemälde zu diesen Luftschlössern liefern kann!

Am aufgethürmten, schwindelhohen Luftschlosse sitzt die schöne, junge, hoffnungsblühende Erbauerin und präludirt und singt:

„In meinem Schößlein ist's gar fein,
Komm, Ritter, kehr' bei mir ein.

Aber ach, wir haben keine Ritter mehr, wir haben blos Reiter; und diese irrenden Ritter springen höchstens über eine zwei Fuß hohe Barrière, aber nicht über die Barrièren der Convenienz, und daher kommt es, daß kein Reiterritter in das Luftschloß sprengt und es von seinem Wolkenguckgucksheim in die wirkliche Welt herüberbaut, und die Erbauerin mit demselben. So bleiben denn die schönsten Luftschlösser unbewohnt, und, meine lieben Leserinnen, in einem Luftschlosse ist es kalt und öde und unheimlich zu wohnen, besonders für ein junges Mädchen, und ganz allein!

Wie oft werden in diesen drei Jahren die Luftschlösser umgeändert, überbaut, mit andern Pfeilern und Säulen verziert und in andere Luftregionen verpflanzt, aber nirgends will der Schloßherr aus der Erde springen, und keine Wirklichkeit macht das Phantom bewohnbar! Endlich mit dem neunzehnten Jahre fängt die Phantasie an, nach etwas Haltbarerem, als Luftbaumaterialien zu greifen, und es beginnen:

## 2. Die Kartenhäuserjahre.

Diese Häuser werden doch nicht ganz auf Nichts gebaut, wenn sie auch nicht auf festem Grund und Boden aufgeführt werden, so ist es doch ein dichter Gegenstand, auf dem sie errichtet werden. Die Mädchen fangen an, mehr in die Breite, als in die Höhe zu bauen; sie sehen schon mehr auf den Platz, den sie brauchen, als auf den Raum, den sie einnehmen möchten. Man fügt sich

etwas williger dem Stoffe, der Einem zu Gebote steht. Man gibt hier zu und läßt dort nach. Es stürzt ein Kartenhaus nach dem andern ein; wenn die geschäftige Baumeisterin zu hoch hinaus will, so hält es nicht, das ganze Gebäude fällt ineinander, und es müssen andere Karten zu einem solidern Hause geholt werden. Da lernen die Mädchen behutsamer bauen; sie sehen, daß man nirgends anstoßen, nicht ungeheuer von sich blasen, und recht sachte und obachtsam zu Werke gehen muß, wenn man ein solches Kartenhaus aufführen will! Sie lassen sich die Mühe nicht verdrießen, einen Bauplan zehn- und zwanzigmal zu erneuen, wenn ein Windstoß, ein böser Luftzug den Bau zehn- und zwanzigmal über den Haufen geworfen hat. So ein Kartenhaus ist freilich solider und wohnlicher, als ein Luftschloß; allein es sind doch nur Kartenhäuser; wenig Männer werden versucht, ihr ganzes Leben in einem Kartenhause zu wohnen! Da ist wohl Glätte von außen und buntes Bildwerk von innen, aber es ist nicht fest gefügt, nicht hub- und hebfest, nichts auf festem Grund, die Männer verweilen lachend einen Augenblick bei der noch immer schönen Erbauerin solcher Kartenhäuser, aber sie werden keine Einwohner bekommen. Das dreiundzwanzigste Jahr kommt heran, und mit ihm:

### 3. Die Hausmannsjahre.

Die Luftschlösser waren bei der undankbaren Welt nicht assecurirt, und die Kartenhäuser waren auf Sand gebaut; das Leben wird aber immer sorglicher, die Jahre

kälter, die Gesinnung schwalbenmäßiger, häuslich, in den flatternden Zipfel der Jugend ist nur noch ein Stückchen Frühling mit sparsamen rothen Fäden eingemerkt, und Alles ruft aus dem Mädchenherzen: „Ehe, kehr' ein, denn es will Abend werden!" Und da, auf diesem Wendepunkt des Krebses, fangen die Mädchen an, sich blos Versorgungshäuser zu bauen.

Die Besorgung über die Versorgung fängt an, und die Bauwuth ist von der schwindelnden, bunten Höhe der Luftschlösser bis in die mausfarbene Region eines kleinen häuslichen Lebens versunken, wo eigener Herd und Küche den Grundriß ausmachen.

In diesen Jahren von fünfundzwanzig bis achtundzwanzig, da fangen die Paradiesvögel, die vom Thau der Hoffnung lebten und ohne Füße zwischen Himmel und Erde flatterten, allmälig an, die zarten Füßchen auszustrecken, um auf der lieben prosaischen Erde, wo die Männer wachsen, festen Boden zu fassen. Leider fangen in diesen Jahren schon an, die Freierschwalben sich zum Abzug aus den herbstlichen Tagen zu rüsten; die Männer, die eine häusliche Versorgung lieben, tragen Bedenken, ob Wesen, die einige Jahre in Luftschlössern und einige Jahre in Kartenhäusern, möblirt mit dem kostbaren Geräthe ihrer Einbildung, zu wohnen gewohnt waren, lange und reell zufrieden bleiben würden in dem einfachen Versorgungshause eines bescheidenen Looses, und so nahet denn oft das achtundzwanzigste Jahr unter Zagen und Bangen, unter Harren und Hoffen, unter Sehnen und Täuschen heran, und da beginnen:

## 4. Die Strohhüttenjahre.

Vom achtundzwanzigsten bis zum einunddreißigsten Jahre sind die drei parforce-romantischen Jahre, wo die Mädchen endlich auf Luftschloß, Kartenhaus und Versorgung verzichten, aus der Noth eine Tugend, und aus der Heirathsucht eine bloße Lieb-, Schmacht- und Sehn-Sucht machen! Sie wollen nichts, als ein liebendes Herz und eine „Strohhütte“!

In frühern Zeiten fanden sich bei den Mädchen diese Strohhütten-Phantasien nur im Paroxismus des frühen Jugendfiebers ein. Da waren es blos die Schneeglöckchen unter den Mädchen, die zarten Mägdlein, welche vor dem Frühling aus der Gefühlsdecke in die romantische Welt hineinwuchsen, die, großgezogen an Fouqué's blauflämmlicher Minne, an Lafontaine's taubenfütterndem Insichsehnen und an Clauren's butterflüssiger Dahingebung, dieses Sehnen und Drängen nach dem Lande, wo die Strohhütten blühen, in sich verspürten.

Jetzt aber finden wir diese Strohhütten nicht mehr am Eingange in die Mädchenjugend, sondern am Ausgange, und die Mädchen flüchten sich nur dann hinein, wenn sie schon zu lange leeres Stroh gedroschen haben. Dann werden blos Herz, Gefühl, Liebe, Austausch der Gefühle, inniges Erkennen u. s. w. als die reellen Güter der Ehe betrachtet, und man will ja weiter nichts, als ein liebendes Herz, um sich an-, und eine Strohhütte, um sich einzuschließen!

Aber ach, du mein lieber Himmel! Strohhütten findet man zu achtundzwanzig Jahren wohl im Nothfalle noch manchmal, aber liebende Herzen sind in dieser Gegend sehr selten! Die „liebenden Herzen“ bekommt man blos am Morgen des Lebens auf dem Wochenmarkt der Männer! Liebende Herzen muß man zum Gabelfrühstück nehmen, und nicht zur Abendsuppe! Und so kommt denn das einunddreißigste Jahr, und mit ihm:

5. Die Verzweiflungsjahre.

Das Schrecklichste der Schrecken ist ein Mädchen, das schon daran verzweifelt, ob es einen Mann bekommt und doch à tout prix einen haben will! Wie jeder Mensch fürchterlich ist, der von Menschen oder vom Schicksal bis zur Verzweiflung getrieben wird.

In diesen Verzweiflungsjahren muß man ihnen aus dem Wege gehen, wenn man nicht angefallen sein will. Da sind sie fürchterlich, da gilt Gewalt und Faustrecht und Ueberfall! „Ein Mann!“ ist die Losung, das Feldgeschrei; was er ist, wer er ist, wie er ist, was er hat, ob er was hat, das thut Alles nichts zur Sache. Von den Hilfszeitwörtern „Sein“ und „Haben“ ist es ihnen genug, wenn er nur ist und sie ihn nur hat.

Ich rathe allen Männern, den Mädchen in den Verzweiflungsjahren nicht nahe zu kommen, denn auf jeden Fall setzt es einen harten Kampf!

Diese Verzweiflungsjahre dauern bis ins sechsunddreißigste, dann an diesem Eckstein, an dieser kalten, steinernen, eckigen Grenzsäule aller Hoffnungen beginnen:

## 6. Die „Hol's der Teufel!"-Jahre.

Im sechsunddreißigsten, da, nach jahrelangem Ringen, Hoffen, Zweifeln, kommt die eiserne, nothwendige, nicht mehr zu umgehende Entsagung!!! — Nach einem furchtbaren Kampfe unterschreiben sie in sich, an sich die furchtbar schmerzliche Abdications-Acte und sagen endlich:

„Hol's der Guckguck!"

Wie Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen sie auf den Ruinen von allen Luftschlössern, Kartenhäusern, Versorgungshäusern und Strohhütten, hinter ihnen raucht die Schädelstätte aller ihrer Wünsche und Hoffnungen auf, und vor ihnen liegen die langgestreckten Pampas, die ungeheuren Grasebenen ihrer Zukunft, und hier, auf diesem Bileamspunkte ihres Lebens, hier entsagen sie, reißen sie alle Erwartungen aus ihrem Herzen und werfen sie wie deukalionisches Gebein hinter sich und rufen aus:

„Hol's der Guckguck!"

Aber mit diesem Resignationsruf schwören sie blutigen Haß allen Männern und grimmige Rache allen Frauen und Mädchen! Sie weihen ihr Leben nun ganz wie die Pampas-Indianer der blutigen, wilden, schonungslosen Menschenjagd in den Pampas ihrer künftigen Jahre! Sie schleifen ihre Lippen um zu Sicheln und ihre Zungen zu Schwertern! Sie metzeln alle Männerliebe, alle Mädchentreue, alle Frauentugend nieder! Sie zerfleischen Alles, was liebt, geliebt hat und lieben wird. mit den Zähnen; sie

waschen sich in dem Blute Aller, die heirathen, geheirathet haben oder heirathen wollen; sie waten in dem vergossenen guten Ruf von Mädchen, Frauen und Witwen; sie scharren todte Scandale aus dem Grabe der Vergessenheit!

Gott behüte jeden guten Namen, jedes gute Mädchen, jede treue Liebe, jedes redliche Verhältniß vor den Mädchen in diesen Jahren!!

## Meine Leiden durch die Weibertreu von Weinsberg.

Ich hätte mein Lebtag nicht gedacht, daß mich die „Weiber von Weinsberg" je beunruhigen werden! Allein wenn ein Herz einmal vom Fatum bestimmt ist, durch Frauen zu leiden, so steht die letzte Gefallene aus dem Mägdekrieg auf, und die fromme Aehrenleserin Ruth steigt aus ihrem Grabe, um uns zu peinigen.

Ich denke, der Mensch ist zu dem ewigen Umgang mit Frauen geboren, denn es heißt: „Der Mensch ist zum Leiden geboren!" Die Frauen sind also wie die Dichtkunst: man muß dazu geboren sein!

„Ein Kind, im Februar geboren," — so heißt es in der „Karten- und Monats-Sibylle" — „hat ein unruhiges Geblüt, wird durch Frauenvolk viel erprobt, bekommt fünf Frauen und erreicht Alles, was er wünscht, am Ende."— Ich bin ein Kind im Februar geboren, und wenn ich vier Frauen bekommen soll, so muß sich das Schicksal sehr tummeln; allein für das Glück, daß ich Alles, was ich wünsche, am Ende erreiche, küss' ich der Frau Sibylle die Hand! Heißt das an meinem Ende, oder am Ende des Wunsches?

Aber daß ich durch „Frauenvolk" viel erprobt wurde, ist notorische, historische Wahrheit. Kommen jetzt sogar noch

die Frauen von der „Weibertreu" zu Weinsberg und rütteln an dem eisernen Schlafrocke meines winterlichen Herzens!

Die Geschichte ist so:

Ich saß und dachte an gar nichts, und ob sich nicht ein gutes Lustspiel aus diesem Stoff machen ließe. Am allerwenigsten aber dachte ich an irgend eine Fabel oder an die „Weibertreu". Da fällt mir ein Zeitungsblatt in die Hand, in welchem mitgetheilt wird, daß sich ein Frauenverein gebildet hat, um den Frauen für Weibertreu in Weinsberg ein Monument zu setzen; dabei stand noch eine Art Bemerkung: „Daß wir vielleicht einst mehrere strumpfstrickende Schriftstellerinnen in Stein ausgehauen und verewigt sehen werden."

Ich, in meiner reinen, schuldlosen Seele, denke daran, daß es wirklich Verdienst ist, manche Schriftstellerinnen auszuhauen, ob nun in Stein oder Papier, das kommt darauf an, welches Material man eben hat, und in dieser patriarchalischen Einfalt meines Herzens nehme ich meinen theuren Collegen, den Rothstift, den General-Redigirer und Herausgeber aller modernen Journale, — streiche diesem Artikel auf beiden Seiten die Wangen roth, ein röthlicher Fingerzeig an meinen Setzer, diesen Artikel, vermöge des magnetischen Rapports und redigirenden Handauflegens, von jener Zeitung in meine Zeitung überzuzaubern; und vermittelst dieser einfachen Vorrichtung, die vielfache Nachahmung findet, befand sich jener Artikel Tags darauf im „Humoristen" Nr. 132, im „Bunterlei", wo ich ihn mit Vergnügen selbst wieder als eine Neuigkeit las.

Ich glaubte nun der „Weibertreu" genug gethan zu haben. Ich dachte des schönen Augusttages, an welchem ich mit gar holden Schwäbinnen auf dem schönen Berge zu Weinsberg herumwandelte und den herrlichen Neckarkreis übersah, und meine Lippen flossen über von Weibertreu und Huldigungen, und wie die liebenswürdige K... aus Heilbronn selbst einen leisen Zweifel über die etwaige Möglichkeit einer solchen That in unserer Zeit aussprach, und dachte so fort da — da — da —

Da bekam ich an einem schönen Morgen spät Abends folgendes Schreiben von weiblicher Hand, mit dem Bemerken: „Zur Aufnahme im Humoristen."

„Mein Herr Redacteur!

„Es mag ein wahres Glück für die Geschichte gewesen sein, daß Sie in den Zeiten, Tagen und Augenblicken, als sich die Weiber von Weinsberg so treu bewährten, nicht in Weinsberg vermählt lebten; — fast fürchte ich, daß die Frauen-Vereine von Württemberg nun keinen Anlaß gehabt hätten, der Treue ein Monument zu bauen, — wenigstens würde den die Geißel der Satyre über unser Geschlecht schonungslos Schwingenden Keine für das Kostbarste angesehen haben. — Dies als kurze Erwiderung für die ungefällige Aufnahme der unser Geschlecht so sehr mißhandelnden Zeilen in Nr. 132 des „Humoristen", Seite 528 des „Bunterlei", und zwar um so mehr, da es Ihnen weder an Zartheit des Gefühls, noch an Unterscheidungskraft fehlt, und Sie uns bald in den Himmel erheben, bald in den Staub werfen, je nachdem Ihre Laune die Handlungen Ihrer Geliebten beurtheilt.

Eine für Alle."

Lieber Leser! Setze dich in meine Stellung und beurtheile meine Lage! Mir das zu sagen!

Ich könnte, wenn ich nicht gar so zartfühlend wäre, die unbekannte Schreiberin sehr beschämen, wenn ich ihr aufrichtig gestehen wollte, daß ich eigentlich selbst einer der Männer war, welchen die Weinsberger Weiber aus der Festung trugen. Ich erinnere mich noch recht gut, es war eine liebe Frau, blaue Augen, blonde Haare, und ich saß recht gut auf ihren lieben, weichen, runden, alabasternen Schultern. Als sie mich zum Stadtthore hinaustrug, sagte sie: „Gieb Acht, lieber Moritz, daß du dir den Kopf nicht anstoßest!“ worauf ich ihr erwiederte: „Sei ruhig, liebe Afra, du weißt, es muß Alles nach deinem Kopfe gehen.“ — Neben mir trug die Frau des Redacteurs der dazumaligen „Weinsberger Damen-Zeitung“ ihren Mann auf dem Rücken; meine Frau fragte sie: „Wie geht's dir?“ und sie antwortete, indem sie ihrem Manne nach dem Kopfe griff: „Schlimm, ich fühle gar keinen Kopf mehr!“ Ich erzähle diese Details blos deshalb, um meine ungenannte Eiferin von der Wahrheit meiner Aussage zu überzeugen.

Sehen Sie, meine werthgeschätzte Unbekannte, ich, der ich doch dabei gewesen bin, mir scheint noch immer, es war ein kleiner Mißgriff in der ganzen Sache; denn ich glaube mich erinnern zu können, daß mich nicht meine Frau, sondern die Frau meines Nachbars, des Weinsberger Lotto-Collecteurs, auf die Schultern packte, und daß ich im Gedränge meine Frau sah, die den Lotto-Collecteur aufgesteckt hatte. Sehen Sie, so ging's vielleicht mit Allen! Allein

ich will nichts gesagt haben! Irren ist menschlich! O, meine theure Unbekannte, ich könnte Ihnen noch einige Züge aus jener Geschichte mittheilen, die ich als Augenzeuge mit ansah. Nur eins wissen Sie; hören Sie! — Ich saß gerade beim „güldenen Spätzle" in der „Sulmgasse", es war 1140 um 3 Uhr Nachmittag.

Dazumal reiste Theophrastus Paracelsus gerade durch unsere Stadt, mit dem Arcanum für die Weibertreu. Es bestand in einem einzigen großen Schlüssel, welcher eine zweifache Wirkung hervorbrachte: wenn die Frau außer dem Hause war, und der Mann inwendig zusperrte, so konnte er im Hause ruhig sein; wenn die Frau im Hause war, und er auswendig zusperrte, so konnte er außer dem Hause ruhig sein. — Dieses einfache Mittel ist jetzt leider verloren gegangen. — Wir saßen also und tranken einen leichten Kannstädter. Da läßt Kaiser Konrad der Dritte in die Stadt hinein sagen: „Er wolle die Weiber ausziehen lassen, aus der Stadt nämlich, und jede Frau dürfte ihr Theuerstes auf dem Rücken mitnehmen."

Ich hielt sogleich eine Anrede: „Theure Freunde! Lassen wir in Gottesnamen die Frauen aus der Stadt ziehen, dann sind wir „freie Bürger und Herren dieses Bodens!" — Allein mein Patriotismus fand kein Gehör! Alles lief durcheinander; da sagte Paracelsus: „Wißt ihr was nehmt Jeder das letzte neue Kleid, den letzten modernen Hut von eurer Frau, laßt ihn um keinen Preis aus der Hand, und die Frauen müssen also, um ihr Theuerstes zu retten, euch selbst mittragen."

Und dieses Rathes Herrlichkeit entriß uns Konrad's verfolgenden Dragonern!

Ein jeder Mann wickelte sich den kostbarsten Shawl, die Lieblingsgewänder seiner Frau um den Leib, und ließ nicht von ihnen, und so mußten sich alle Frauen entschließen, die Männer selbst mitzutragen!

O, ich könnte noch Anekdoten von der „Weinsberger Weibertreu" erzählen, allein ich bin ein ruhiges Blut, ich lehne mich nie gegen alte Weltgeschichten und gegen alte Weltweiber auf, denn die haben die Zungen von Jahrhunderten für sich!

Die geistreiche Einsenderin möge also ersehen, daß ich, Gottlob, nicht in Weinsberg zurückgeblieben bin.

Wenn ich gegen die Errichtung eines Monumentes für die „Weibertreu" bin, so geschieht das aus Achtung des weiblichen Geschlechtes, und ich werde schon wieder verkannt!

Wem setzt man ein Denkmal? Dem Außerordentlichen! dem ungeheuer Seltenen! Man setzt Schiller ein Denkmal, weil es keinen mehr giebt! Soll man der „Weibertreu" ein Denkmal setzen, weil es keine mehr gibt? Ist denn wirklich die Treue der Frauen so selten geworden, daß man einem Beispiel von Treue ein Monument setzen muß? — Diese Frage ist völliger Ernst! Es liegt in der Errichtung jenes Monumentes eine wahre Anklage, eine steinerne Verleumdung! Es ist erstaunlich, wie aus dem zarten Sinne zarter Frauen eine solche Idee hervorgehen kann!

Seit wann setzt man der Erfüllung einer Pflicht ein Denkmal? Seit wann wird einer That ein Denkmal errichtet

deren Unterlassung die Menschheit als eine Schändung ihres Götteradels zu betrachten ein Recht hat?

Am Ende wird man jedem Menschen, dem es aus besonderer Großmuth beliebig sein wird, eines der zehn Gebote nicht zu übertreten, ein Denkmal setzen!

„Die Zeit ist aus ihren Fugen getreten; wehe mir, daß ich geboren bin, sie einzurichten!"

Fürchten Sie nichts, meine Unbekannte, ich kann die Zeit leider nicht einrichten, ich muß mich begnügen, sie blos auszurichten. — Sie werden also aus dem Ganzen ersehen, daß ich im Scherze wohl gerne und oft das weibliche Geschlecht mit meiner Satyre heimsuche, allein, daß, wo es den geharnischten Ernst gilt, Niemand mehr Achtung und Verehrung vor dem weiblichen Geschlechte hat, als eben ich. Und ich schmeichle mir, wenn wir heute einen Weinsberger Fall erlebten, Sie, ja Sie selbst würden mich Huckepuck auf dem Rücken davon tragen und ausrufen: „Gottlob, ich hab' ihn im Rücken!"

Daß Sie mir sagen, ich schreibe gerade so, wie meine Laune die Handlungen meiner Geliebten beurtheilt, ist hart; denn meine Geliebte ist nicht von der Handlung!

Sie unterzeichnen: „Eine für Alle", aber dennoch werde ich nie Alle für Eine vergöttern, oder Alle für Eine verletzen.

Leben Sie wohl, und wenn Sie mir im Namen des ganzen Geschlechts wieder was zu sagen haben, so schreiben Sie:

Alle für Einen.

## Va banque, der Visite de reconnaissance!

Nie hat die Sitte — wir wollen einmal einen Gebrauch so nennen — etwas Abgeschmackteres erfunden, als die »Visite de reconnaissance!«

Wie übersetzt man das? Ein Erkenntlichkeits-Besuch? eine Dankabstattung? ein Wiedererkennungsbesuch?

Wenn man kein Esser von Profession, kein Trinker von Passion, kein Spieler von Herzen und kein Tänzer von Metier ist, wozu soll man noch eine Visite de reconnaissance machen?

Man wird eingeladen, um Abends zu Mittag zu essen. Das kostet erst ein Paar Handschuh, einen Wagen, und — entsetzlicher Gedanke! — wenigstens vier Stunden Zeit! Vier Stunden Zeit! Was das für ein Kapital ist, das weiß nur der, welcher nichts besitzt als die Zeit, und dem deshalb die Zeit nie lang wird, als nur dann, wenn man sie ihm ums Himmelswillen verkürzen will!

Vier Stunden Zeit! Und wie sind sie ausgefüllt und wattirt diese vier Stunden! Alle Augenblick etwas Anderes für den Magen, und nie etwas Anderes für den Geist! Man wechselt alle Minuten die Teller und alle Stunde

einen Gedanken aus! Will man den Mund aufmachen, um etwas zu reden, so nimmt Einem der Bediente schnell das Etwas zum Essen fort. Will man rechts sein Ohr auf ein Gespräch neigen, so muß man links das Salz hinreichen. Will man links ein trauliches Wörtchen sprechen, so muß man rechts das Glas anfüllen. Will man gar nichts reden, so frägt die Hausfrau um Neues, um Theater, um Concerte und um alle Hausunterhaltungen, die Statt gehabt haben und haben werden. Will man ja einmal etwas Zusammenhängendes sprechen, so wird man alle Augenblicke von einem ‚Essen Sie doch!" — „Schenken Sie doch ein!" — „Ich bitte um die Montardière!" unterbrochen. Spricht man viel, so kann man nichts essen und gilt für einen Schwätzer, spricht man nichts, so gilt man für einen faden Patron. Wenn's hoch kommt, hat man das Glück, ein Glas rothen Wein umzustoßen, oder einen Löffel voll rothe Rüben auf das Tischtuch fallen zu lassen, der Nachbarin mit dem Ellenbogen ihre Gabel in die Zunge zu treiben, einen Schluck Wein unrecht in die Kehle zu bekommen, eine Gräte zu schlucken und andere tausend kleine Tafelunfälle zu erleben, die man à la Camera brevi manu abmacht, die aber an großen Tafeln zu den allervertractesten Unglücksfällen des Lebens gehören! Hat man endlich drei Stunden gesessen und den Repetirmagen erprobt, so steht man auf und macht dreißig oder vierzig tiefere oder flachere Verbeugungen, lehnt sich an eine Thürpfoste und verdaut in die Gesellschaft hinein, dann macht man wieder einige Verbeugungen, empfiehlt sich deutsch oder französisch, steckt mehreren Dienern

und Fackelträgern die Belohnung für das Amusement in die Hand und zeichnet sich wie Hamlet in seine Schreibtafel ein:

„Nächsten Sonntag muß ich da eine
Visite de reconnaissance machen.“

Dafür, daß ich vier Stunden Zeit mich zum Möbel gebrauchen ließ, daß ich dem Wirth und der Wirthin helfen mußte, ihre Gäste zu unterhalten (denn eigentlich werden alle Gäste doch nur wieder für die Gäste gebeten), dafür muß ich einen Besuch machen, um mich zu bedanken!

Und dennoch gibt es Menschen, deren Lebenslauf nichts ist, als eine Abwechslung von einer »Visite d'appétit« und einer »Visite de reconnaissance«!

Aber einen unendlichen Vortheil bringt diese Sitte der Visite de reconnaissance: wenn man sie nämlich einmal versäumt, wird man nicht mehr eingeladen! O himmlische Folge irdischer Gesittung!

Ich sehe aber eine Zeit kommen, wo besonders Menschen von Geist und Kunst sich sattsam und hoch genug schätzen werden, um das Recht ihrer geistigen Erstgeburt nicht um eine Schüssel Linsen hinzugeben; wo der Austauschhandel: „Gib mir Geist und Kunst, und ich gebe dir Pudding und steirischen Kapaun!“ nicht angenommen werden wird; wo Menschen, die nichts haben, als ihr Talent und ihren Genius, diese nicht als Flötenuhren und Spielaufsätze hinstellen werden unter die Reihe von Fasanen und Trüffeln und anderen Wildpretmarktdelicatessen; dann, dann, ja dann wird das goldne Zeitalter kommen, wo man

dafür, daß man sich einladen ließ, eine Visite de reconnaissance bekommen muß und bekommen wird!

Allein so lange es noch Würdenträger des Geistes, der Kunst und des Talentes gibt, die ihren Genius gerne hinaustreiben auf den Naschmarkt der Société; die ihre Göttergabe als Tafelstückchen und Bänkelsängerei und Schaubrote loslegen und produciren für ein paté de foie und für eine mit Wachs beleuchtete Puppengesellschaft, so lange diese Selbstentwürdigung noch grassirt unter den Geniusbegabten, so lange wird die »Visite d'appétit« und die »Visite de reconnaissance« ihren lächerlichen Scepter noch schwingen. Ich aber rufe aus:

»Va banque, der Visite de reconnaissance!«

## Va banque, Stammbuch und Album!

Stammbuch! Album!

Das Album ist das moderne Stammbuch; das Stammbuch ist das antike Album!

Jetzt ist die Zeit der Albums! Musikalische, theatralische, graphikalische Albums!

Eine ganze Sündflut von Albums bricht über uns herein!

Schiller's Album!

Was heißt: Schiller's Album? Ein Papierschiff, in welchem sich kleine Dichter an den Rockschoß eines großen Dichters anhängen, um mit ihm in die Zukunft hineingeschleppt zu werden!

Schiller's Album! Eine gedruckte Ausrede der lebendigen Eitelkeit, um unter dem Respect, welchen man den Todten schuldig ist, wasserdicht und feuersicher in die Lesewelt hineinzukutschiren.

Schiller's Album! Ein Leichenschmaus für literarische Würmer, die sich auf diesem Feste zu Tische laden.

Weg mit den Albums, weg mit den Stammbüchern! — Va banque!

Ein Stammbuch!

Ich bekomme Nervenzufälle, wenn ich das Wort höre!

„Wollen Sie sich nicht in mein Stammbuch schreiben?“

Das war einmal die Wuthfrage aller sentimentalen Mädchen, aller Gesellschafterinnen, aller gebildeten Commis, aller Geschäftsreisenden.

Wenn man wohin kam, wurde das Stammbuch ausgepackt.

Da stand die Freundin, die Cousine, die Lehrerin, die Großtante, die Klaviermeisterin, der Sprachlehrer, ein Hausfreund, ein Leibdichter, ein Acteur, eine Musterstickerin u. s. w.

Da las man:

„Wandle auf Rosen und Vergißmeinnicht."

„Wenn's auch über's Kreuz sollt' sein,
Mein Name muß in's Stammbuch 'nein!"

„Dieses Stammbuch ist ein schöner Baum,
Gib mir als ein Blatt darauf auch Raum!"

„Wenn die Sonne vom Himmel gerissen,
Wirst Du meine Freundschaft vermissen!"

„Die Maus in der Falle,
Die Kuh in dem Stalle,
Das Schaf auf der Wiese
Blökt freudig: Louise!"

»Un Coeur qui soupire,
N'a pas ce qu'il désire.«

»Adore un dieu, sois sage et aime-moi!«

»Sii felice
Il cour me lo dice.«

Und tausend andere solche Kraftsprüche.

Wenn man nur einen Namen hat so groß wie eine Haselnuß, so hat man keine Ruh, bis man auch seine Kakelfüße in das seidene Namens-Faulbett hineingesteckt hat.

Und nun jetzt gar die Albums!

Ein Charlatan und Farceur, ein Bauchredner erbeutet sich mit Feuer und Schwert ein Album mit den Namen berühmter Notabilitäten, läßt es dann drucken und wird ein berühmter Schriftsteller!

Musikalisches Album! Literarisches Album!

Schrecken der Musiker, Geißel der Literaten! — Wer Teufel hat alle Augenblicke ein Sonett, ein Madrigal, ein Impromptu bei der Hand? Wer Teufel kann Witz und Einfälle aus dem Aermel schütteln? Ein Schriftsteller kann jetzt ohne solchen Vorrath gar nicht unter die Leute gehen!

Wer Teufel hat stets eine musikalische Boutade, ein melodisches Epigramm, ein singbares Variatiönchen, ein tönendes Gedankchen, ein harmonisches Sentenzchen in den Schreibfingern? Ohne diesen Taschen-Compositions-Apparat darf ein Componist gar nicht mehr in Gesellschaft gehen!

Da liegt man in einem solchen Album wie ein melancholischer Häring, man liegt wer weiß neben wem, wer weiß mit wem!

Va banque, Stammbuch! — Va banque, Album!

## Va banque, den Thränen!

Es gab eine schöne Zeit, eine himmlische Zeit, eine Zeit, wo ich an Märchen, an Knecht Ruprecht, an Liebestreu und an Thränen glaubte! Nur Thränen, Thränen waren mir die Beglaubigungs-Urkunde der Wahrheit, die beeidigten Zeugen der Empfindung, die Rechtsbeistände jedes edlen Gefühls!

Ach, ich wußte dazumal nicht, was Thränen sind; ich glaubte, sie seien ein Vorzug des wahren Schmerzes, des heiligen Unglücks, der innigen Liebe; ich glaubte, sie strömten gerade aus dem Herzen in die Augenwinkel; ich war ein Ignorant! Jetzt weiß ich aber, daß die Thränen blos aus der Mündung der Thränen-Röhrchen kommen, daß sie in's Auge treten durch Verstopfung des Thränenkanals; jetzt weiß ich, daß auch die Hyäne und der Schakal Thränen vergießen, und die Heuchelei auch, und die Bosheit auch, und der Neid auch, und der Wahnwitz auch, und daß die Thränen nichts sind, als willige, stets dienstfertige Augendienerinnen und Allerwelts-Geschäftsträger!

Va banque, den Thränen!

Und kennt denn der Mensch, und sieht er denn jene Thränen, welche die echten Boten des zerdrückten Herzens, der eingesunkenen Brust, der zermalmten Empfindung, der zu Grabe getragenen Hoffnungen, der ausgebrannten

Wünsche, der betrogenen Hingebungen und des vernichteten Schamgefühls sind?! Kennt er denn und sieht er denn jene Thränen, die in finsterer Nacht auf dem verschwiegenen Kissen vergossen werden? Jene heißen, ätzenden Thränen, die stehender Gram mit der hohlen Hand verhüllt?! Jene salzreichen Thränen, welche oft beim vollen Becher mit Champagnerschaum heimlich geschlürft werden? Jene Thränen, die ein edler, aufbäumender Stolz im gezwungenen Aufgeben dieses Stolzes in der Wimper zerdrückt? Jene Thränen, welche im Verborgenen die Wangen von tausend und abermal tausend in ihren edelsten Empfindungen Getäuschten die blassen Wangen furchen?

Nein, diese Thränen sieht und kennt der Mensch nicht! Er kennt nur die Thränen, welche Leidenschaft und Aufregung, nasser Jammer und all die offenen Schäden des Schicksals auf dem lauten Markte des Lebens vergießen!

Weil der Mensch aber die wahren Thränen nicht sieht, und die Thränen, die er sieht, nicht wahr sind, darum:

Va banque, den Thränen!

Da ist ein blitzendes Auge, ein Feuerrad im flammenden Umschwung, es füllt sich mit Thränen, sie strömen über das schöne Antlitz in rollenden Perlen herab! Das schöne Weib weint, sie weint entsetzlich! Sie weint unstillbar! Warum weint sie? Der Herr Gemahl ist ein Tyrann! Er mißhandelt sie! Wie mißhandelt er sie? Er will ihr zu Weihnachten den Hut um neunzig Gulden nicht kaufen!

Da wiederum rinnen große Thränen über ein blühendes Angesicht; die klaren Tropfen strömen stets von Neuem

aus der unversiegbaren Quelle! Welch ein Unglück traf dieses liebliche Haupt? Welch ein Jammer drückt diese empfindsame Brust? Der Vater will nicht, daß sie einen Ball besuche, auf dem einige leichtfertige Gäste die schlichte Tugend zum Tanz aufziehen.

Da perlen große Tropfen über ein erglühtes Antlitz! Es sind Thränen der Freude über den Korb, den eine Freundin erhielt!

Da weint ein ernster Mann, ein bejahrter Mann weint und knirscht mit den Zähnen! Welch ein Unglück muß dieses Haupt ergriffen haben?! Sein Freund erhielt das Amt, um welches er sich gleichzeitig beworben!

Hier vergießt eine Theaterprinzessin Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand herab, es sind „Thränen der Wonne!“ In diesem Blatte steht:

„Sie übertraf sich selbst“ — „Sie errang die höchste Stufe“ — „Sie ist die Priesterin der Muse“ u. s. w. —

Wiederum vergießt sie Thränen, ganze Bäche rollen auf ein Zeitungsblatt in ihrer Hand, es sind „Thränen des unsäglichen Schmerzes!“ In diesem Zeitungsblatte stand: ihre Kunstschwester „errang die Palme!“ u. s. w.

Da fließen die gesalzensten Thränen auf den riesigsten Knoten der reizendsten Cravatte des elegantesten Jünglings! Welch einen Schmerz hat diese Brust erfahren? Die Königin des Balles hat einem andern Jüngling, mit einem andern Knoten an einer andern Cravatte den Vorzug gegeben!

Da geht gebückt ein graues Haupt, eine langentbehrte Thräne preßt sich aus seinem tiefen Augenwinkel! Was mag

dieses greise Haar für Jammer erfahren haben? Die Tänzerin, die gestern im Ballet solche reizende Pirouettes machte, hat den schmachtenden Schäfer von ihrer Thüre gewiesen!

Va banque, den Thränen!

Es gibt nichts so Kleinliches, nichts so Geringfügiges, nichts so Albernes, nichts so Heuchlerisches, nichts so Unwürdiges, worüber nicht schon alle Menschen, zu allen Zeiten, allerlei Thränen vergossen haben und noch vergießen!

Es ist nichts auf Erden so gemißbraucht, so schändlich gemißbraucht worden, als eben die Thränen! Nichts auf Erden ist so gleich und so gerne und so vollauf bereit, Falschheit und Bosheit und jede leise Regung des Herzens mit falschem Zeugniß zu unterstützen, als eben die Thränen!

Va banque, den Thränen!

Mit erheuchelten Thränen wird das Herz des Mächtigen unter Wasser gesetzt; mit erheuchelten Thränen wird ein großes Publikum zur Rührung gestimmt; mit erheuchelten Thränen wird das eiserne Herz, die eiserne Tugend erschüttert; mit erheuchelten Thränen wird Vergebung und Versöhnung erwinselt; mit erheuchelten Thränen wird Entsagung und Aufopferung vorgelogen; mit erheuchelten Thränen wird Treue und Liebe ersäuft; mit erheuchelten Thränen werden Herzen und Legate gewonnen!

Va banque, den Thränen!

Geht von mir, ihr Botenläufer und Lohnlakais aus allen Gasthöfen und Schlupfwinkeln der menschlichen Leidenschaften! Geht von mir, ihr Larventräger und Komödiantinnen aus dem Lust- und Trauerspiel des Lebens! Geht

von mir, ihr Glasperlen und bunte Kügelchen aus der großen Galanterie- und Quinquaillerie-Handlung der menschlichen Kunstempfindungen, ihr täuscht mich nicht mehr, ich kenne euch, ich durchschaue euch!

Va banque, den Thränen!

---

## Der deutsche Literatur-Wald.

Der Wald ist dick, der Wald ist groß,
Er hegt gar viel in seinem Schooß,
In seinen großen Räumen
Von Thieren und von Bäumen,
Von Vögeln und Gesträuchen,
Nur wenig Löw'n und Eichen!

Im Walde wird gar viel gebrummt,
Im Walde wird gar viel gesummt,
Von Aesten und von Zweigen
Will Alles laut sich zeigen,
Und mindestens dünkt Jeder
So hoch sich wie die Ceder!

Es rauscht und braust und wird nicht matt,
Es rauscht im Stamm, es rauscht im Blatt.
Ein jedes Sträuchlein flüstert,
Wenn's hell ist und wenn's düstert,
Und glaubt in seinem Dichten
Sei herrlich es wie Fichten.

Das Moos, das an dem Boden kreucht,
Mit dünnem Sang den Wald durchkreucht,
Singt lyrisch und pathetisch,
Und episch und auch ethisch,
Und zählt sich zu den Mannen,
Gewachsen wie die Tannen!

Sein Haupt erhebt der schlaffe Schwamm.
Den Mund nimmt voll er aus dem Schlamm,
Singt Lieder und Sonette
Mit Riedgras um die Wette,
Und glaubt, er dufte Grazie,
Wie Morgens die Akazie.

Das Schilf seufzt ohne Unterlaß,
Das Auge hat's vom Regen naß,
Es hüstelt von Empfindung,
Von Schmerz- und Herz-Entbindung,
Und wagt es, sich zu messen
Mit klagenden Cypressen.

Der Haselstrauch ereifert sich
Und krümmt sich gar erbärmlich,
Und speit aus Mund und Nasen
Die windgefüllten Phrasen,
Um sich hinauf zu winden
Zum Gipfel schlanker Linden!

Der Ampfer sieht gar sauer d'rein,
Er möcht' gar gern empfindsam sein
Er singet unablässig
Von seinem Liebes-Essig,
Von Thau und Thränen-Perlen,
Als wär' er Fürst der Erlen!

Die Brombeer predigt gar Moral,
Direct wächst sie im Himmelssaal,
Sie will mit weisen Lehren
Die Welt ringsum beehren,
Möcht' sich in Würde kleiden,
Wie graues Haupt der Weiden!

Das Holz mit faulem Angesicht,
Es dünket sich ein echtes Licht,
Weil immer, wenn es dunkelt,
Sein fauler Leib erfunkelt,
Will es empor sich qualmen
Zum Glanze edler Palmen!

Und schweigt das Moos- und Pilz-Geschlecht
Dann hört man erst die Bestien recht,
Es singen, dichten, blasen
Die Dachse, Biber, Hasen,
Es singen ohn' Ermatten
Die Mäuse und die Ratten!

Das Wiesel schreibt die Epopö,
Der Bock besinget Lieb' und Eh',
Der Hamster schreibt satyrisch,
Der Iltis wird gar lyrisch,
Der Maulwurf, sonst so mystisch,
Wird plötzlich humoristisch.

Und ist auch dies Geschrei verpufft,
Dann fängt es an aus heiler Luft,
Es schweigt nun auch nicht länger
Das wilde Heer der Sänger;
Es stimmen ihre Leier
Der Gimpel und der Geier!

Der Guckguck singt: „ich bin! ich bin!"
Der Kiebitz singt, die Kiebitzin,
Der Spatz dann à la Heine
Singt: „Süße Spätzin meine!"
Und Rab' mit heis'rer Kehle
Bespöttelt Philomele!

D'rum weil's so ist, und weil's so war
Sind in dem Wald die Eichen rar.
D'rum lassen sie sich suchen,
Die Cedern, Palmen, Buchen,
Weil sie nicht gern gedeihen,
Wo Pilze steh'n in Reihen!

D'rum weil's so war, und weil's so ist.
Die Nachtigall verstummt zur Frist,
D'rum werden auch stets rarer
Die Lerchen und Canarer,
Weil sie nicht wollen weilen,
Wo Bär und Uhu heulen!

## Soll man zu früh oder zu spät in Gesellschaft gehen?

Eine Lebensfrage.

„Man versammelt sich um — Uhr." Das ist leicht gesagt, aber eine diplomatische Note ist nicht so unbestimmt und läßt nicht so viel Raum zu allenfallsigen Deutungen, Erweiterungen, Restrictionen und Reservationen, als dieses „Man versammelt sich um — Uhr!"

Gesetzt, die angegebene Versammlungsstunde sei „acht Uhr", wann ist's dann Bonton, gentlemanlike, in die Gesellschaft zu gehen? Ist es besser, die erste Schwalbe zu sein, die noch keinen Sommer macht, aber doch das Gefühl erweckt: „Aha, die Schwalben kommen schon, nun wird's bald heiß werden!" oder ist es rathsamer, ein nachzügelnder Kranich zu sein, der einige Zeit nach dem großen Kranichzug geflogen kommt, und der unbemerkbar, aber auch ungenirter seinen Streifzug vollenden kann?

„Man versammelt sich um acht Uhr!" Nun aber versammelt sich eine echte Gentlemanlike-Gesellschaft fortwährend, sie fängt an, um acht Uhr sich zu versammeln und versammelt sich ununterbrochen bis zwölf Uhr, sie versammelt sich so lange zusammen, bis sie bereits wieder anfängt, sich auseinander zu sammeln. Der Letzte,

der in die Versammlung geht, stößt auf der Treppe schon auf einen Mann, der aus der Versammlung kommt; was heißt also: „Man versammelt sich um acht Uhr?“

Ein wahrer, echter Gentlemanliker, — man erlaube mir, dieses Wort zu machen, — ein Gentlemanliker comme il faut kommt immer eine Viertelstunde, nachdem er weggegangen ist, und entfernt sich eine Viertelstunde, bevor er gekommen ist.

Was ist aber überhaupt ein Gentlemanliker? Wie muß ein deutscher Gentlemanliker beschaffen sein? Welches sind die Zeichen, die uns sagen, ob er ein Gentlemanliker von Halbblut, Vollblut u. s. w. ist?

Ein deutscher Gentlemanliker muß zu Fuß gehen, als ob er reite; reiten, als ob er schwimme; im Wagen sitzen, als ob er tanze; tanzen, als ob er eben in Gesellschaft säße, und in Gesellschaft sitzen, als ob er sich eben aufs Bett strecken wollte.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht englisch wie französisch, französisch wie italienisch, italienisch wie deutsch, und deutsch wie spanisch!

Ein deutscher Gentlemanliker riecht vom Fuß bis zum Knie nach seinem Hund, vom Knie bis zur Brust nach seinem Pferde, von der Brust bis zur Nase nach seiner Pfeife, von der Nase bis über die Ohren nach seiner Amour, und von den Ohren bis über's Gehirn nach gar nichts!

Ein deutscher Gentlemanliker hat immer eine Reitgerte in der Hand, ein Lorgnon im Auge, eine Fadaise im Munde, sein Geld im Kopf und seinen Kopf in der Tasche.

Ein deutscher Gentlemanliker spricht mit Gelehrsamkeit von seiner Cigarre, mit Selbstbewußtsein von seinem Salonstock, mit Salbung von seinem Schneider und mit Geringschätzung von Allem, wozu man Verstand braucht.

Ein deutscher Gentlemanliker zieht nie einen neuen Rock am Feiertage an, trägt nie ein Parapluie und gibt nie dem Bedienten etwas fürs Hinableuchten.

Ein deutscher Gentlemanliker trägt immer einen zerknitterten Hut und einen abgeschabten Mantel, und schenkt nie einen alten Rock an arme Leute!

Ein deutscher Gentlemanliker spielt in Gesellschaft nur, um auszuhelfen, tanzt nur, wenn ihn was besonders interessirt, und spricht nur, wenn er gerade nicht weiß, was er sagen soll.

Ein deutscher Gentlemanliker ist nie artig gegen Damen, bietet nie einer Dame oder einem alten Manne seinen Platz an, wenn sie stehen müssen, kommt ins Theater immer während des Actes, stochert sich bei der Suppe schon die Zähne, geht sich selbst alle Tage zwei Stunden um den Bart, gibt nie einem Armen auf der Gasse Etwas, weil es nicht gentlemanlike ist, auf der Straße in die Tasche zu greifen, spricht von allen Künsten und versteht gar keine, ist überall zu Hause und nur bei sich zu Hause fremd, ist nie hungrig und speist immer fort, ist ein Mäcen von allen Künstlerinnen und mißhandelt seine Domestiken.

Wenn man also ein Gentlemanliker sein will, wann muß man in Gesellschaft gehen?

Kommt man früh, so zucken die Bedienten im Vorzimmer die Achsel und stecken Einem mit einem halben Lächeln die Garderobenummer „Nr. 1" in die Hand. Zu welchen Leidseligkeiten führt dieses „Nr. 1!" Erstens dient dann unser Oberrock oder Mantel als Unterlage zu einem Chimborasso von nachher darauf aufgethürmten Kleidern, und seine grämlichen Falten sagen uns noch lange nachher, in welchem Drucke er gelebt hat. Zweitens, wenn man dann etwas früher sich entfernen will, und man gibt dem Bedienten die Marke „Nr. 1", erbleicht er, sieht uns mit einem erröthenden Blick an, denn wie soll er nun diese Nummer von allen auf sie aufgethürmten Röcken, Mänteln, Pelzen u. s. w. befreien!

Nach dieser Unannehmlichkeit kommt die, daß, wenn man früh kommt, uns im Hineingehen ein Bedienter mit einem Tisch entgegenläuft und anstoßt, ein zweiter nach einem Kandelaber greift und uns auf den Fuß tritt, ein dritter noch mit dem Lichtanzünden herumwandelt und uns auf den Kopf tröpfelt u. s. w. In den noch leeren Zimmern überfällt es uns unheimlich; der Hauswirth ist noch damit beschäftigt, die Blumen zurecht zu stellen, die Hauswirthin hat noch an ihrem Boudoir zu nesteln, und nun müssen sich Beide ausschließlich — mit dem Neuangekommenen beschäftigen! Die Verlegenheit drückt sich in allen drei Gesichtern deutlich aus. Diese Verlegenheit wird mit jedem Neueintretenden vermehrt! Denn so lange die Gesellschaft klein ist, muß man vom Wirth oder von der Wirthin gegenseitig vorgestellt werden, und jede neue Vorstellung ist eine neue

Unbequemlichkeit. Und sodann in der Conversation und im Schachspiele sind die ersten Züge die langweiligsten, die nichtssagendsten! Da muß man aus allen Kräften arbeiten, um das liebe Gesprächsschifflein vom Stapel laufen zu lassen. Ueberdies nehmen sich eine Person oder zwei, drei, in einem großen beleuchteten Saale sehr matt und sehr nüchtern aus!

Auf der andern Seite aber, welche Fatalitäten, wenn man spät in die Gesellschaft kommt!

Im Vorzimmer wimmelt es von Bedienten, und selbst diese Domestiken machen schon ihre Glossen; ja, einige zischeln: „Der kommt blos zum Essen!" Die Hausbedienten sind schon in den Zimmern beschäftigt; kaum kann man seinen Rock unterbringen und erfährt nur mit Mühe die Stunde, wann der Wagen zu bestellen ist. Tritt man in den vollen Salon, da wenden sich plötzlich hundert Augen, mit und ohne Brillen, nach dem neuen Opfer der geselligen Suada. Da stecken sie die Köpfe zusammen:

„Wer ist denn das wieder? — Ich kenne ihn nicht. — Aha, ist der auch da? — Nun ist's complet!" — Und nun füllen sie die große Lücke ihrer Unterhaltung mit der Charpie aus dem zerzupften Hereingetretenen aus. Das ist aber nur der Anfang der Verlegenheit. In dem ersten Zimmer kennt man Niemand, man sucht den Hauswirth, um ihn zu grüßen, wer weiß, wo der ist! Man will sich der Dame vom Hause vorstellen, die sitzt im sechsten Zimmer auf einem Sopha, umschanzt von einem drei-, vierfachen Frauenzimmerverhau. Zuerst die alte Garde, dann die

Gallerie des Mittelalters, dann erst die frischen, jüngsten Ausgaben der reizenden Mädchenwelt.

Eine Regimentsfahne aus der Mitte einer feindlichen Schwadron zu holen, ist nichts gegen die Aufgabe, durch diese lebendigen Jericho-Mauern durch, der Dame vom Hause ein anständiges Compliment zu appliciren!

Endlich ist es uns gelungen! Wir haben eine kleine Bresche benützt und haben unsere Verbeugung auf Schußweite angebracht; da streckt die Jugend die Hälse lang, das Mittelalter sieht uns inquisitorisch an, und die alte Garde frägt manchmal ganz laut: »Qui est-il donc?!«

Das ist noch nicht Alles! Wir finden in dem Kreise der Damen eine Bekannte, wir machen ihr eine stumme Verbeugung, die ganze Serie der Damen neben und hinter dieser Dame glaubt, man grüßt sie, erwiedert es entweder freundlich oder vornehm verwundert, man muß nun auch diese Damen grüßen, die wieder Nachbarinnen haben und so in's Unendliche.

Ist man endlich fertig und hat seine stummen Complimente alle abgesetzt, so weiß man nicht, was anzufangen; alle Spieltische sind schon besetzt, alle Frauenzimmer abonnirt! Der Bediente bringt uns Thee, er ist schon kalt; wir stellen uns an einen Spieltisch, um zuzusehen, die Dame bekommt schlechte Karten, man bringt Unglück, man entfernt sich!

Kurz, Leid und Freud' ist fast immer gleich, man mag zu früh, man mag zu spät in Gesellschaft gehen!

# Höchst rührender, nichts desto minder höchst menschlicher, und nichts desto minder höchst einleuchtender Vorschlag, Plan und Bauriß zu einem „Gegen-Thierquälerei-Verein“, wie er sein soll im ganzen Umfange der idealistischen Vollkommenheit.

Die vorwärts eilende Bildung beschäftigt sich nun hauptsächlich mit dem „Wohl der Thierwelt!“ Das ist ein gewaltiger Bildungsschritt! Denn es zeigt von einer umfassenden und geistreichen Ein- und Ansicht der Dinge, daß sich unsere Zeit nicht mehr mit dem „Wohle der Menschenwelt“ beschäftigt, und daß die Zeit ihre Zeit nicht vergeblich verschwendet.

„Man soll kein armes Thier quälen!“ Dieser Spruch sollte zwar von Eheherren gegen ihre Frau, von Frauen gegen ihre Stubenmädchen, von Directoren gegen ihr Kunstpersonal und Andere gelten. Allein wir wollen von dieser Barmherzigkeit nur bei wirklichen Thieren, nicht bei dem »animal bipes implume« Gebrauch machen, und da die Zeit da ist, in welcher die Männer ihren Pferden mehr Liebe schenken, als ihren Frauen, ihren Hunden mehr Sorgfalt und Menschlichkeit angedeihen lassen, als ihren Dienern, und Kunstdirectoren an Pferde, Affen, Elephanten mehr verschwenden, als an Künstler und Künstlerinnen, so ist ein

„Gegen-Thierquälerei-Verein“

das zeitgemäßeste Unternehmen. Ich habe einige Statuten zu einem solchen Verein in seiner ausgedehntesten, umfassendsten Bedeutung, in seiner idealistischen Vollkommenheit entworfen und theile einige der Hauptparagraphe hier mit:

1. Vor Allem, und um bei der „Thierquälerei" im engen Familienkreise anzufangen, müssen wir unsere Sorgfalt auf jene kleinen Thiere richten, die uns am nächsten gehen, und welche oft ein desto grausameres Schicksal erleiden müssen, je mehr diese Qual in den geheimsten Falten der menschlichen Verhältnisse vor sich geht!

Wir reden hier von jenen kleinen, gemüthlichen Wesen, welche in neuester Zeit zuerst durch Nicolai's „Reise in Italien" zu einer Bedeutung gelangten, dann durch Goethe's „Flohlehre" berühmt und durch Bertolotti endlich Mitglieder aller philosophischen und wissenschaftlichen Fakultäten wurden, von den — Flöhen nämlich.

Welchen Qualen diese Geschöpfe ausgesetzt sind, welch einen grausamen Tod sie sterben müssen, und oft gerade durch jene Wesen, welche das weichste Herz haben sollten, ist weltbekannt! Jetzt, da durch die Homöopathie die Blutegel zu Hyänen und die Flöhe zu Blutegeln promovirt werden, jetzt nehmen diese Dunkelmänner eine höhere Stellung ein und müssen in den Rechten der Menschheit beschützt werden!

Der „Gegen-Thierquälerei-Verein" wird also besonders sein Augenmerk auf die „Flöhe" richten und zu diesem Behufe besondere

„Floh-Vögte“

anstellen, welche in allen Familien darauf zu sehen haben, daß die häuslichen Flöhe nicht über die Maßen gepeinigt werden, welche dem weiblichen Personale moralische Vorstellungen zu machen haben, daß Strafe zwar sein muß, daß aber alle Folter- und Marterprozesse abgeschafft sind, die Hinrichtung der Flöhe also, wenn sie auf frischer That ertappt worden sind, ohne alle Gnade stattfinden muß, alles Hetzen, Treiben und langsam Tödten auch verboten ist.

Auch ist bei jedem Floh der animus injuriandi erst zu beweisen, in Fällen, wo die zarte Jugend, oder die Unzurechenbarkeit der Flöhe erwiesen ist, oder andere erleichternde Nebenumstände eintreten, muß die peine capitale, oder die Todesstrafe gemildert, zum Beispiel in Verbannung u. s. w. umgeändert werden. Auch werden sie Jedem, der sich das jus gladii eines solchen Geschöpfes herausnimmt, einschärfen, den Flöhen vor ihrem Tode so viel Zeit zu gönnen, um ihre Familienangelegenheiten zu ordnen.

2. In Hinsicht der

„Mäuse und Ratten“

hat der Verein darauf zu sehen, daß die Methode, sie durch Hunger zum Geständniß oder zum Tode zu bringen, gänzlich abgeschafft werde. Auch das „Absonderungs-System“ ist grausam; die Menschlichkeit erfordert, daß jeder Maus oder Ratte ein gesundes, luftiges, lichtfreies Lokal angewiesen werde. Die Mäusefallen müssen vom „Vereine“ untersucht werden, ob sie keine Spitzen, Nägel oder andere schmerzverursachende Dinge in sich haben, damit

das unschuldige Geschöpf nicht gequält werde. Rattengift ist durchaus gegen das Gesetz der Milde und des Mitleids, und es ist jedem Hausgesinde durch moralische Vorstellungen einzuflößen, jede Maus oder Ratte im Betretungsfalle an eine seidene Schnur anzubinden, sie ins Freie zu führen, wenn nicht zu schlechtes Wetter ist, und ihnen die Freiheit zu schenken.

3. Ein besonderes Gesetz erheischt die

„Fliegenwelt!“

Das Denkmal der Barbarei: die „Fliegenklatsche“, muß ganz abgeschafft werden, und auch der Gebrauch des etwas menschlichern Fliegenwedels nur in besondern Fällen, bei Kranken u. s. w. gestattet werden. Das sogenannte Fliegenfangen mit der Hand darf nur in Glacéhandschuhen stattfinden. Gegen Leimruthen jedoch spricht die Menschlichkeit ganz laut. Die Fliegen sind durch Vernunft-Gründe und annehmbare Vorstellungen zu Raison zu bringen, und wenn einige unter ihnen sich halsstärrig und verstockt zeigen, sind sie angewiesen, nach Nord-Amerika auszuwandern, und zu diesem Behuf wird der „Verein“ stets ein segelfertiges Schiff in Hamburg liegen haben.

4. Besondere Rücksicht und Liebe verdienen die

„Hunde!“

besonders aber die „tollen Hunde!“ Diese sind nicht mehr todt zu schlagen, sondern der „Verein“ gründet ein

„Irrenhaus für Hunde“,

wo jeder Hund psychisch behandelt wird; wo erst untersucht wird, an welcher Gemüthskrankheit der Hund

leidet; ob er toll aus Liebe, aus Eifersucht, aus Zorn — verrückt wurde, ob der Hund wirklich toll oder blos dichterisch ist, ob er melancholisch, hysterisch u. s. w. ist. Auch das Einfangen der herrenlosen Hunde ist gegen das Zartgefühl aller ältern Mamsells, die mit Hunden auf der Straße gehen. Anstatt des Einfangens wird der „Verein“ ein Mittel ausfindig machen, durch Redensarten, durch sanfte Musik, durch schöne Zeichnungen die Aufmerksamkeit der herrenlosen Hunde auf sich zu ziehen, und sie dergestalt dem geselligen Verbande wiederzugeben.

Auch wird der „Verein“ darauf sehen, daß alle Möpse, Spitze, Pintscher u. s. w., welche bei alten Mamsells Herz und Polster ausfüllen, nicht gar zu sehr durch ihre Liebkosungen und Küsse gemartert und des Lebens überdrüssig werden; auch wird der „Verein“ dafür sorgen, jedem „Schooßhund“, den das grausame Geschick trifft, auf dürren und spießspitzigen Knien ruhen zu müssen, ein weiches Kissen anzuschaffen.

Bei „Recensenten-Hunden“ wird der „Verein“ darauf sehen, daß sie stets ein Halsband mit dem Namen der Redaction darauf tragen, daß aber dieses Halsband elastisch sei, da diese Gattung Hunde einen immer weitern Hals bekommt.

5. In Hinsicht der

„Wanzen-Vertilgung“

wird der „Verein“ besonders auf das Princip der reinen Menschlichkeit sehen, und jenes Rachegespenst, welches mit Feuer und Flammen ganz fanatisch gegen diese Blutsauger

minorum gentium zu Felde zieht, ganz zu vertilgen suchen! Scheiterhaufen und Auto-da-fé sind nicht mehr an der Zeit, und auch die Wanzen sind der großen Emancipation des Herzens theilhaftig. Man suche jede einzelne Wanze von der Immoralität und unästhetischen Beschaffenheit ihres Lebenswandels zu überzeugen, und sie zu einem nützlichen Mitgliede der Menschheit zu machen, wozu der Verein einen Preis von fünfzig Dukaten auf die Beantwortung der Preisfrage aussetzt:

„Wie sind die Wanzen von den Verirrungen ihres Geschmackes und ihres Lebenswandels zurückzubringen und zu nützlichen, ehrsamen und gebildeten Wesen in der Kette der Wesen umzuschaffen?"

6. In Hinsicht der

„Krebsenkochung"

hat der „Verein" besondere Mittel ergriffen. Das Lebendig-Sieden ist grausam und empört die menschliche Natur. Es ist daher den Krebsen vor dieser Procedur ein betäubendes Mittel zu geben, oder sie sind zuerst in kaltem Wasser zu ersäufen, welches ihre Schmerzen mildert.

7. Insonders aber wird der „Verein" ein mitleidig-menschliches Augenmerk auf die gequälten

„Schriftstellerthiere"

haben. Den Buchhändlern wird alles Schinden derselben mit zärtlichen Vorstellungen untersagt, und den Nachdruckern wird das Gesetz der Blutsauger, der Vampyre u. s. w. alle Tage dreimal vorgelesen.

---

## Die Kunst, einzuschlafen, oder: Die Kunst, sich selbst Langeweile zu machen.

Es gibt eine große Kunst: sich gut auszuschlafen; aber es gibt eine noch größere, noch schwierigere Kunst: einzuschlafen.

Das ist eine Kunst, die man im buchstäblichen Sinne des Wortes nur im Schlafe lernen kann, und wenn man über diese Kunst ganze Nächte lang wacht, so lernt man sie erst nicht!

Die Kunst, einzuschlafen, ist eigentlich nichts, als die

Kunst, sich selbst Langeweile zu machen!

Es gibt keinen größern Beweis von der Eigenliebe und von der Eitelkeit der Menschen, als wenn sie sagen: ich kann bei Nacht nicht einschlafen! Das ist nichts, als ein Beweis, wie gut sie sich mit sich selbst unterhalten, wie amusant und geistreich sie ihre eigenen Gedanken finden.

Wenn man in großer Gesellschaft ist, so läuft man oft alle Augenblick Gefahr, sogleich einzuschlafen; ist man aber allein, Abends, im Bette, mit Niemandem beschäftigt, als mit sich, hört man nichts, als das, was man sich selbst sagt, in Gedanken oder in Monologen, da ist man entsetzlich wach und munter! O unbegreifliche Selbstliebe und Selbstgefallung!

Im Schlaf gehen die Geschäfte des Herzens und der Lunge nach wie vor fort; das Herz mag also des Tages über gute oder schlechte Geschäfte gemacht haben, der Schlaf ändert nichts, und dennoch kann ein bewegtes Herz es schwer zum Einschlafen bringen! Allein ein ganz gesundes Herz schläft gar nicht — es schnarcht nur zuweilen!

Also die Kunst, einzuschlafen, erfordert: Erstens, daß man kein Herz habe; das Herz ist die Unruhe im Menschen, und mit Unruhe in sich kann man nicht einschlafen. Zweitens, daß man nichts denke: denn denken ist ein Andrang von lebensschädlichen und organismuszerstörenden, bösen Einflüssen nach dem Kopfe, und zum leicht und bald Einschlafen gehört eine bequeme, der geistigen und leiblichen Ruhe zuträgliche Leerheit des Kopfes. Drittens, daß man nichts besitze, daß man weder im Herzen, noch im Kopfe, noch in dem Koffer etwas habe, überhaupt, daß man in der ganzen Welt nichts besitze; denn der Besitz, jeder Besitz, es sei nur der eines Dukatens oder eines Hauses, oder eines Herzens, oder auch nur eines Talentes — dieses gefährliche Schieß- und Mordgewehr — hebt die freie Wirksamkeit der Seele nach Innen auf, richtet sie auf die Außenwelt und zerstört allen Schlaf.

Um zu jeder Zeit leicht und schnell einschlafen zu können, gehört vor Allem, daß man gar kein Vermögen, weder in baarem Gelde, noch in Grundstücken habe, und doch auch kein Börsenspekulant sei; daß man nichts und Niemand auf der ganzen Welt liebe, für Niemand Sorge trage und

sich um keines Menschen Wohl und Weh' zu bekümmern habe; daß man sich gar keines Talentes bewußt sei, daß man die sichere Ueberzeugung habe: „Morgen früh, wenn ich aufstehe, bin ich ein so dummer Kerl und ein so talentloses Wesen, wie es nur eines unter der lieben Sonne geben kann." Wenn man bei allem diesen nichts gegessen hat, blos ein Glas Zuckerwasser trank, sich leicht bedeckt, eine weiche Matratze hat, und — nicht lesen kann, dann kann man sich der Hoffnung überlassen, leicht einzuschlafen.

Wie viel Mittel gibt es nicht, und zählt nicht Jean Paul her, um schnell einzuschlafen! Die Fensterscheiben zählen, das Einmaleins lernen; die Punkte in den Tapeten berechnen, eine gewisse Melodie so lange immer von Neuem summen, mit dem Finger um das Antlitz herumfahren u. s. w., u. s. w.

Aber es geht diesen Mitteln wie allen Hausmitteln: sie sind alle recht gut, aber sie nützen alle nichts!

Es ist ein großes Unglück, daß sich die Menschen so gut mit sich selbst unterhalten! Man ist so seelenvergnügt, wenn man keinen andern Zuhörer hat, als das — Kopfkissen! Das Kopfkissen gähnt uns nicht ins Angesicht, das Kopfkissen hört uns geduldig zu, und wer am besten zuhört, ist der beste Gesellschafter!

Von was spricht der Mensch mit dem Kopfkissen? Von sich! Von sich! Von sich! Kann man bei einem so interessanten Gespräche einschlafen? Das wäre eine Beleidigung an sich, und sich selbst beleidigt kein Mensch sobald!

Ich kenne Schriftsteller, die mit dem Vorlesen ihrer Schriften ganze Gesellschaften eingeschläfert haben; sie lesen sich ihre Werke aber selbst alle Nacht vor, und es kommt ihnen kein Schlummer in die Augen! Ich kenne Andere, die eine Sucht zum Anekdotenerzählen haben: wenn sie dieselben in Gesellschaften erzählen, so schlummert der auftragende Bediente im Gehen plötzlich ein, die Natur selbst fängt zu gähnen an, und Todesschlaf herrscht ringsum; dieselben wiederholen sich diese Anekdoten alle Nacht allein im Bette und unterhalten sich dabei so köstlich, daß sie nicht einzuschlafen im Stande sind!

Ich komme also darauf zurück, daß die leidige Selbstliebe der Feind ist, warum viele Menschen nicht einschlafen können.

Ich kenne Menschen, die, wenn man ihnen auf der Straße begegnet, eine solche narkotische Einwirkung machen, daß man sich an das erste beste Haus anlehnen und schlummern muß, bis sie vorüber sind, und diese Menschen klagen auch, daß sie n i c h t e i n s c h l a f e n k ö n n e n! Sie müssen also nothwendiger Weise Nachts ganz aus sich heraustreten und sich für ein anderes Individuum halten.

Man sagt, um bald einzuschlafen, müsse man das Licht auslöschen; Unsinn! In Gegenden, wo gar kein Licht herrscht, hört man auch die Klage: „Ich kann gar nicht einschlafen." Das Licht ist kein Hinderniß des Schlafes. denn der erste Mensch ist sogleich nach Erschaffung des großen und des kleinen Lichtes eingeschlafen! Daß aber der erste Mensch so bald und so leicht einschlief, ist ein

Beweis für meinen Ausspruch: Man muß gar kein Vermögen besitzen, Niemand lieben, nichts wissen, nicht lesen können und — unverheirathet sein, um bald und schnell einzuschlafen.

Daß aber das Licht am Einschlafen nicht schadet, beweist der Umstand, daß manche Menschen gerade in der Gesellschaft der größten Lichter am ehesten einschlafen! Ja, daß das Licht durchaus dem Einschlafen zuträglich ist, geht auch daraus hervor, daß man tausend und tausend Dinge, Prozesse, Untersuchungen u. s. w. je eher einschlafen läßt, je greller das Licht ist, in welchem sie erscheinen!

Ich glaube, gerade im Finstern kann man gar nicht einschlafen, denn schlafen heißt die Sinnesempfindungen unterbrechen, aufhören machen; und gerade im Finstern werden die Sinnesempfindungen am meisten wach gehalten.

Ich, für meinen Theil, ich finde nie mehr Lust, zu schlafen, als bei einer Illumination, bei einem Feuerwerke, und die Feuerspritzen sind an manchen Orten nie von einem tiefern Schlaf befallen, als bei einem hellen Brande

Ein Betrunkener schläft sogleich ein, und der ist doch lichterloh illuminirt!

Je leichter die Phantasie des Menschen ist, desto eher schläft er ein; je farbloser sie ist, desto weniger; darum schläft die Jugend viel, das Alter wenig! Ich weiß, das ist eine falsche Anwendung, allein ich rede jetzt aus dem — Schlaf und will versuchen, mich — in den Schlaf zu reden, denn ich schreibe diesen Aufsatz nämlich im Bett. — Ich glaube, man fühlt es ihm an — daß ich nicht schlafen kann!

Ich habe doch nichts, weder Dukaten, noch Liebe, besitze auch kein Talent, bin unverheirathet, kurz, ich bin Eigenthümer aller Erfordernisse zum Schlaf, und — kann doch nicht schlafen!!

Wie? Sollte ich auch Wohlgefallen an meiner eigenen Gesellschaft finden? Nicht möglich! Ich habe mir etwas aus meinen Schriften vorgelesen und bin doch nicht eingeschlafen! Da dacht' ich, das sind alte Sachen, die wirken nicht so, frische Mittel sind wirksamer, und schreibe mir frisch dieses Opiat. Allein, schon sind alle Leser um mich eingeschlafen, und ich bin noch so munter, so wach! Es ist entsetzlich! Dreimal hab' ich mir das Geschriebene schon vorgelesen und kein Schlaf kommt in mein Auge! Ich bin nicht im Stande, mir Langeweile zu machen. Ich muß heute Nacht schon durchwachen, Du aber, lieber Leser, eingeschlafen bist Du schon, schlaf' also gut aus!

---

## Seifen-Gedanken während des Rasirens.

Während des Rasirens hat man, wenn auch nicht die besten, doch gewiß die wahrsten Gedanken; denn man ist nur dann wahr, wenn Einem das Messer an der Kehle sitzt!

* * *

Nicht nur das Herz hat sein Bewußtsein, sondern auch der Kopf. Gute Gedanken wie gute Thaten, wenn sie auch nicht anerkannt werden, geben ein herrliches Bewußtsein.

* * *

Jeder Wunsch, den der Mensch hat, ist ein Flügel an seinem Herzen; er trägt ihn entweder aufwärts zum Himmel, oder abwärts zur Hölle. Das Unglück im Leben ist, daß die Gimpel sich Adlerflügel wachsen lassen.

* * *

Jean Paul sagt: Witz ist der angeschaute Verstand, darum sind jetzt alle unsere Journalisten witzig; denn einen

schnellen Verstand kann man nicht anschauen, den Journalisten aber bleibt der Verstand alle Augenblicke stehen, da können sie ihn recht anschauen!!

* * *

Wenn man früher große Reisen machte, so brachte man einen leeren Beutel und einen vollen Kopf zurück. Durch unsere Eisenbahnen wird man von der größten Reise einen vollen Beutel und einen leeren Kopf zurückbringen.

* * *

Ein Lotterieloos ist die Exercirschule der Hoffnung und des Heirathens; jeder Einzelne glaubt, seine Nummer wird doch nicht immer ungezogen bleiben.

* * *

Große Männer, hohe Ideen und hohe Berge sind sich darin gleich, daß, wenn wir sie erstiegen haben, wir erst sehen, daß sie oben flach sind.

* * *

Wenn man ein Kalb alle Tage ein Paar Stunden lang auf den Schultern trägt und damit alle Tage fortfährt, so kann man zuletzt den ganzen Ochsen auch tragen; daher ist es begreiflich, wie so mancher Erzieher seinen Zögling noch als Mann ertragen kann.

* * *

Witz und Verstand sind Blutsverwandte, anscheinlich halten sie zusammen, im Stillen verfolgen sie sich.

* * *

Unter den Menschen sind gewöhnlich die Engelsköpfchen am flatterhaftesten, sie haben die Flügel nicht einmal an den Schultern, sondern sogleich hart an den Engelsköpfchen.

* * *

Unsere Journalisten haben neben dem Tintenfaß noch ein Weinfaß oder Bierfaß stehen; aus dem Tintenfaß kleckt ihnen Alles, aus dem Bierfaß kleckt ihnen gar Nichts. Die Wahrheit schöpfen sie aus dem Tintenfaß wie aus dem Bierfaß, immer nur eine — Halbe.

* * *

Von den Todten soll man nichts als Gutes sagen. Den Schriftstellern gönnt man nur darum Unsterblichkeit, um ihnen nie etwas Gutes nachsagen zu müssen.

* * *

Kleine Seelen sterben an den Wunden, die ihnen das Schicksal schlägt, große Seelen sterben an den Narben dieser Wunden, und sind denn nicht am Ende die vollsten und die süßesten Herzen, wie die vollsten Traubenkörner am zerrissensten?

* * *

Wenn bei einer Ehefrau Feuer im Dache ist, das heißt im Kopfe, so sind alle Vernunftgründe dagegen wie die Löscheimer, sie kommen voll an und gehen leer zurück.

* *
*

Die Menschen sind wie die Zeitungen: wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange und ausführlich; wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt.

* *
*

Das Licht ist die Schwester des Verstandes, die Finsterniß die Gebieterin der Sinne, und die Dämmerung die Vertraute des Herzens.

* *
*

In der Ehe hat der Mann nur einen dreispitzigen weiblichen Seufzer-Reim:

Schneider!
Kleider!
Leider!

Und die Frau einen dito männlichen Seufzer-Reim:

Ihm ist nur Werth
Cigarre oder Pferd
Und — — was ihm nicht gehört!

* *
*

Die Satyre gehört ins Schreibzimmer, die Laune ins Speisezimmer. die Höflichkeit ins Besuchzimmer, der Witz ins Gesellschaftszimmer, und die Wahrheit — ins Schlafzimmer!

* * *

Kein Mensch lebt davon, daß der Andere etwas weiß, viel Tausende leben davon, daß die Andern nichts wissen: wenn man also die Unwissenheit befördert, so ist das nichts, als reine Nächstenliebe und Sorgfalt für einen großen Nahrungszweig.

* * *

„Die Falten auf der Stirne sind Särge ohne Deckel," sagt ein genialer Humorist. Ja, in jeder solcher Falte liegen theuere Todte begraben; allein die ganz kleinen Sorgenstiche, die ganz dünnen, dünnen Linien, aus dem Baurisse des Grames, auf dem menschlichen Antlitz, erfüllen uns mit mehr Wehmuth, als die tiefen Furchen und Einschnitte, so wie der Anblick eines Kindersarges uns mit mehr Wehmuth erfüllt, als die großen Särge der Erwachsenen.

Ende des fünften Bandes.

# Inhalt

des fünften Bandes.

Seite

## Humoristische Vorlesungen.



## Kokettir-Novellen.



## Volksthümliche Reden und Aushängschilder.

## Genre-Bilder, Jokoses und Sentimentales.

# M. G. Saphir's Schriften.

## Volks-Ausgabe

in 26 Bänden.

Saphir, Moritz Gottlieb,

M. G. Saphir's Schriften (In 26 Bdn.)

Bd.: 5

1887 - 1888